

Einführung

LEBENSSTILE IN DER SOZIOLOGIE

Gunnar Otte und Jörg Rössel

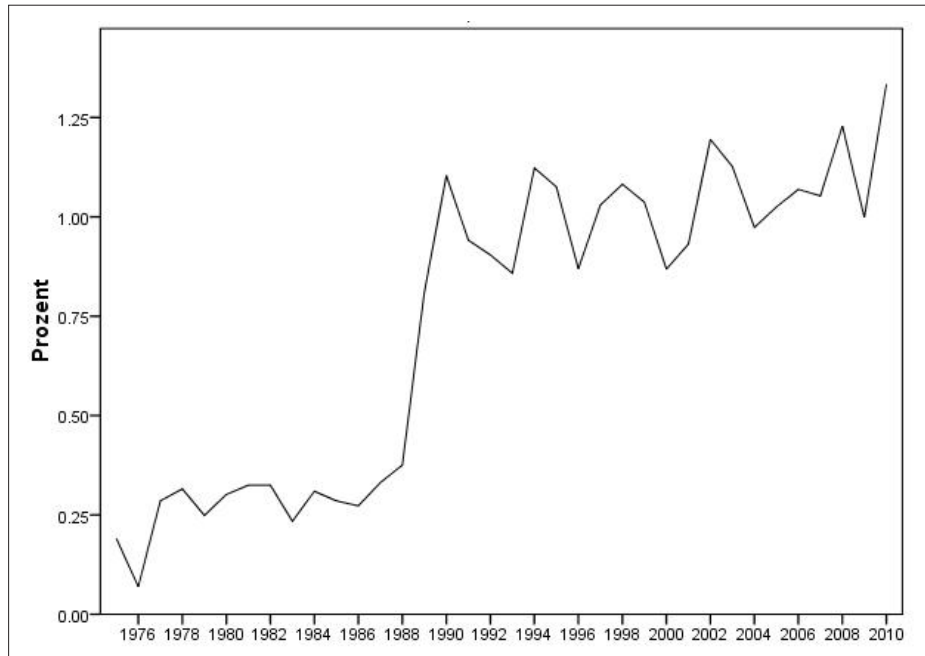
Zusammenfassung: Der Beitrag skizziert die Entstehungsgeschichte und die Probleme der Lebensstilforschung. Dabei werden unter anderem auch die Besonderheiten der deutschsprachigen im Vergleich zur internationalen Forschung hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund werden eine Definition und eine Typologie der empirischen Konzeptualisierungen von Lebensstilen entwickelt. Insbesondere wird das Verhältnis zum Wertbegriff und zum Milieukonzept präzisiert. Im Anschluss werden die zukunftsweisenden Erträge der Beiträge zu diesem Band zur Erklärung von Lebensstilen, zur Bedeutung der angebotsseitigen Produktion von Lebensstilen und zu den Konsequenzen von Lebensstilen zusammengefasst. Es wird nicht nur eine Bilanz der Resultate gezogen, sondern es werden auch zentrale Fragen für die zukünftige Lebensstilforschung aufgeworfen.

I. Einleitung

Nachdem vor einigen Jahren mehrere Autoren eine Bilanz der bisherigen Entwicklung der Lebensstilforschung gezogen haben (Hermann 2004; Meyer 2001; Otte 2005; Rössel 2005), scheint es ein wenig stiller um das Forschungsfeld geworden zu sein. Dass dem nicht so ist, zeigt *Abbildung 1*. Auf der Grundlage der Datenbank Solis wird dort der Anteil der Treffer an allen Einträgen ausgewiesen, den man unter dem Schlagwort „Lebensstil“ erhält. Die Grafik belegt, dass das Interesse seit dem Aufschwung der deutschsprachigen Lebensstilforschung um das Jahr 1990, in dem der paradigmatische Sammelband „Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile“ (Berger und Hradil 1990) erschien, relativ konstant geblieben ist oder sogar einer leichten Aufwärtsentwicklung folgt. Die Lebensstilforschung hat sich offenbar als ein eigenständiges, wenn auch intern sehr heterogenes Forschungsfeld etabliert. Da allerdings in den angesprochenen Bilanzierungen deutlich wurde, dass sich viele Erwartungen an das Feld nicht erfüllt haben, sollen mit diesem Sonderheft – neben einigen „state of the art“-Berichten zu speziellen Fragen – konzeptuelle, theoretische und methodische Anregungen für die künftige Entwicklung vorgelegt werden.

In unserem einleitenden Beitrag möchten wir diese Punkte umreißen, die Erträge des Bandes resümieren und auch die mit der Publikation des Bandes fortbestehenden Forschungsdesiderate benennen. Im nächsten Abschnitt werden zunächst Entwicklungslinien und Probleme der Lebensstilforschung skizziert. Danach thematisieren wir, was

Abbildung 1: Häufigkeit der Verwendung des Lebensstilbegriffs in sozialwissenschaftlichen Publikationen, 1975-2010



eigentlich Lebensstile sind, wie sie von Wertorientierungen abzugrenzen sind und welchen Stellenwert das Milieukonzept hat. Auch zeigen wir auf, welche konzeptionellen Varianten der Lebensstilforschung es gibt und welche Vor- und Nachteile damit verbunden sind (*Abschnitt III*). Anschließend gehen wir der Frage nach, durch welche – insbesondere sozialstrukturellen – Bedingungen Lebensstile geprägt werden, welches die wichtigsten Entstehungskontexte sind und wie die beobachteten Einflüsse theoretisch zu erklären sind (*Abschnitt IV*). Bei der Diskussion dieses Schwerpunktes der deutschsprachigen Forschung verfolgen wir das Ziel, die empirischen Analysen weiter zu differenzieren und theoretische Erklärungen zu präzisieren. In *Abschnitt V* stellen wir heraus, dass es nicht ausreichend ist, allein die Prägung der „Nachfrage“ nach Lebensstilen zu betrachten, sondern dass auch das kulturelle Angebot Lebensstile strukturiert. Schließlich gehen wir der Relevanz der Lebensstilforschung nach, thematisieren ihre Einsatzmöglichkeiten und fragen nach der Erklärungskraft von Lebensstilkonzepten (*Abschnitt VI*).

II. Entwicklungslinien der Lebensstilforschung

Den Ausgangspunkt für die Lebensstilforschung bildete eine umfassende Diskussion über die Grundlagen der Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung in den 1970er und 1980er Jahren, in der die Relevanz von Schicht- und Klassenmodellen in

einer differenzierten, pluralisierten oder gar individualisierten Gesellschaft in Frage gestellt wurde (Beck 1983, 1986; Berger 1986; Bertram 1981; Hradil 1987). In dieser Umbruchphase gab es Raum für wissenschaftliche Innovationen in mehrere Richtungen. Ein Teil der Sozialstrukturforscher ging den Weg der Professionalisierung. Bessere Datensätze und fortgeschrittene statistische Analyseverfahren, die die Modellierung sozialer Kontexte (Mehrebenenanalyse) und zeitlicher Prozesse (Ereignisdaten- und Panelanalyse) erlauben, haben strengere empirische Tests von Erklärungen für Ungleichheitsphänomene ermöglicht. Zudem wurde die empirische Forschung mit theoretischen Überlegungen aus der allgemeinen Soziologie verbunden, insbesondere mit entscheidungstheoretischen und mechanistischen Erklärungsmodellen (Breen und Goldthorpe 1997; Blossfeld und Prein 1998; DiPrete und Eirich 2006; im Überblick Rössel 2009).

Ein anderer Teil der Forscher in diesem Feld wandte sich neuen Konzepten zu: Lagen, Milieus, Wertorientierungen und Lebensstilen (vgl. Hradil 1987). Auch die Herausbildung der Lebensstilforschung ist vor dem Hintergrund technischer Entwicklungen zu verstehen. Sie erhielt Auftrieb durch die Verbesserung der Rechnerkapazitäten, das Aufkommen des PCs und die Weiterentwicklung explorativer Datenanalyseverfahren, speziell der Cluster- und Korrespondenzanalyse. Dadurch wurde es möglich, große Variablenmengen statistisch auf ihre Zusammenhänge zu untersuchen und in typologischen und räumlichen Modellen abzubilden. Als Vorreiter kann die Markt- und Konsumforschung gelten, in der „psychographische“ Segmentierungsansätze schon früh neben „soziodemographische“ Modelle traten (Hartmann 1999: Kap. 3). Für die akademische Lebensstilforschung in Deutschland ist das Anfang der 1980er Jahre erstmals präsentierte Milieu-Modell des Sinus-Instituts ein wichtiger Bezugspunkt geworden. Seine Bedeutsamkeit erwuchs daraus, dass das Institut nicht nur herkömmliche Marktforschung betrieb, sondern gerade in seiner Anfangszeit soziologisch relevante Themenfelder bearbeitete, etwa zu Jugend und Politik, und dies mit einem soziologisch inspirierten „Lebenswelt“-Ansatz tat (vgl. Flaig et al. 1993: 51 ff.). Die Arbeitsgruppe um Vester (2001) unterhielt regen Kontakt mit dem Institut und griff das Sinus-Modell prominent auf. Betrachtet man das konzeptionelle und methodische Grundverständnis, mit dem Lebensstilforschung in verschiedenen Ländern betrieben wird, so entsteht der Eindruck, dass die für Deutschland charakteristische Verwendung clusteranalytisch gewonnener Typologien auf den Einfluss der frühen Arbeiten des Sinus-Instituts zurückgeht.

Neben den Wurzeln in der angewandten Forschung ist zweifellos Pierre Bourdieu als wesentlicher Impulsgeber der Lebensstilforschung zu nennen. Die Wiederentdeckung des Lebensstilkonzepts, das als „Stil des Lebens“ bei Georg Simmel und als „Lebensführung“ bei Max Weber auftaucht, ist durch sein Werk „Die feinen Unterschiede“ beflügelt worden, das 1979 auf Französisch als „La distinction“ erschien und dessen erste Übersetzung die deutschsprachige Veröffentlichung im Jahr 1982 war (Sapiro 2010). Mit seinem Anspruch, das Verhältnis von Klasse und Stand neu zu durchdenken und eine traditionelle Klassentheorie um Elemente des kulturellen Kapitals, Geschmacks, Lebensstils, der Distinktion und der symbolischen Gewalt zu erweitern, hat Bourdieu entscheidende theoretische Anstöße für das neue Forschungsfeld geliefert (vgl. den einflussreichen Aufsatz von Müller 1986). Die erste englische Übersetzung erschien 1985 und übte auch in den angelsächsischen Ländern enormen Einfluss aus

(Sallaz und Zavisca 2007). Bourdieus Werk ist auch dafür verantwortlich, eine bis dahin weitgehend auf Frankreich beschränkte Art der Datenanalyse zu popularisieren: die mit geometrischen Verfahren und graphischen Visualisierungen arbeitende Korrespondenzanalyse. Cluster- und Korrespondenzanalysen haben sich seither als die methodischen Hauptalternativen der Lebensstilforschung im deutschsprachigen Raum etabliert (vgl. Hartmann in diesem Band).

Die Rezeption des Werks von Pierre Bourdieu im deutschen und englischen Sprachraum weist allerdings deutliche Unterschiede auf. Erstens ist in der angelsächsischen Forschung und in der am internationalen Fachzeitschriftendiskurs orientierten Forschung, etwa in den Niederlanden, eine starke Orientierung auf die Kapitalsorten, Klassenstrukturen und Herrschaftsfragen auszumachen. In der empirischen Forschung spielen Themen wie die kulturelle Reproduktion von Klassenstrukturen (de Graaf et al. 2000; DiMaggio und Mohr 1985; DiMaggio und Mukhtar 2004; Mohr und DiMaggio 1995; Sullivan 2001, in diesem Band) und die klassenstrukturellen Grundlagen des Kulturkonsums (DiMaggio und Useem 1978; Katz-Gerro 2002; Peterson und Kern 1996) eine zentrale Rolle. Dagegen war die deutschsprachige Diskussion stärker von der These bestimmt, dass Lebensstile sich von Sozial- und Klassenstrukturen weitgehend gelöst hätten (Hörning und Michailow 1990; Schulze 1992). Insofern spricht Geißler (1996: 324) nicht zu Unrecht von einem „westdeutschen Sonderweg“, bei dem Aspekte der sozialen Ungleichheit etwas ins Hintertreffen geraten sind.

Zweitens zeigen sich in der Konzeptualisierung von Lebensstilen deutliche Unterschiede: Sie werden in der angelsächsischen Forschung oft auf Bourdieus Konzept des kulturellen Kapitals verengt, sodass in der empirischen Literatur ein starker Fokus auf Hochkulturpartizipation und eine dimensionale, nicht typologische, Betrachtung des Lebensstils dominiert. Selbst in der neueren Literatur über „kulturelle Allesfresser“ („Omnivores“) bleibt diese Perspektive dominant (Peterson und Kern 1996). Dagegen wurde in der deutschsprachigen Forschung versucht, Lebensstile als ganzheitliche Handlungsmuster in verschiedenen Lebensbereichen zu erfassen. Dies geschah meist induktiv über Cluster- und Korrespondenzanalysen (Blasius und Winkler 1989; Lüdtke 1989; Spellerberg 1996; Georg 1998). Inzwischen scheint eine gewisse Sättigung an dieser „Explorationslust“ eingeleitet zu sein.¹

Drittens zeigt sich in der Bourdieu-Rezeption im angelsächsischen Raum eine stärkere Orientierung auf seine Analyse kultureller Produktionsfelder (Bourdieu 1999) und damit auf Angebotsbedingungen der Entstehung von Lebensstilen (DiMaggio 1982a, 1982b, 1987; Dowd in diesem Band). Sie schließt an den in der amerikanischen Kultursoziologie verbreiteten, organisationssoziologisch fundierten „Production of Culture“-Ansatz an (Peterson 1976; Sallaz und Zavisca 2007).

Die deutschsprachige Lebensstilforschung hat ihren Vorzug also in einem breiten Lebensstilkonzept, das über hochkulturelle Partizipation weit hinausgeht und eine um-

¹ In den USA hat Richard Peterson zu Beginn der 1980er Jahre eine Initiative gestartet, „cultural choice patterns“ typologisch zu identifizieren (Hughes und Peterson 1983), ist davon aber wieder abgerückt, weil ihm eine zu große Nähe zur kommerziellen Marktforschung gegeben zu sein schien (Santoro 2008: 49 f.). Daneben versucht die überwiegend neuere Literatur, die an Bourdieus korrespondenzanalytische Vorgehensweise anknüpft, in stärkerem Maße Lebensstilmuster zu beschreiben (Bennett et al. 2009; Prieur et al. 2008).

fassende empirische Forschung zu sozialstrukturellen Determinanten des Lebensstils angeregt hat; allerdings sind diese Studien meist auf einer deskriptiven Ebene stehen geblieben. Die angelsächsische Forschung verknüpft Lebensstile systematischer mit Fragen sozialer Ungleichheit und Reproduktion und beleuchtet stärker die Angebotsseite als Determinante von Lebensstilmustern. Da ein Anliegen dieses Bandes in der Zusammenführung beider Diskurse besteht, werden diese Fragen in mehreren Beiträgen aufgegriffen.

Die zum Teil sehr spezifische Agenda der deutschsprachigen Lebensstilforschung wurde bei Otte (2004, 2005) erörtert. Davon möchten wir einige Punkte nochmals hervorheben, um Erträge und Lücken der bisherigen Forschung auszuloten. Erstens wurden immer wieder die individuelle Gestaltbarkeit von Lebensstilen und ihre Autonomie von der Sozialstruktur betont. Die empirische Forschung zeigt aber, dass diese These in ihrer Grundsätzlichkeit verworfen werden muss, denn Lebensstile haben sich in erheblichem Ausmaß als durch sozialstrukturelle Bindungen geprägt erwiesen; sei es durch Alter, Bildung, Geschlecht, Klassenzugehörigkeit oder Familien- und Haushaltsform (Rössel 2005: 310-322). Weniger geklärt ist die Frage nach der relativen Wichtigkeit dieser Determinanten, wobei sich Alters- und Bildungseinflüsse in vielen Studien als besonders stark erwiesen haben. Unbefriedigend ist, dass statistische Zusammenhänge meist nur festgestellt, viel zu selten aber theoretischen Erklärungen unterworfen werden (van Eijck in diesem Band). Anknüpfungspunkte könnten dafür die klassentheoretischen Arbeiten Bourdieus sowie Entwürfe mit handlungs- oder entscheidungstheoretischer Grundlage sein (Lüdtke 1989; Otte 2004; Rössel 2006a; vgl. Rössel in diesem Band; Schulze 1992).

Zweitens wurde vielfach die These aufgeworfen, dass Klassen- und Schichtmodelle wie auch andere klassische Sozialstrukturkonzepte, etwa Lebenszyklusmodelle, zur Erklärung individueller Einstellungen und Verhaltensweisen kaum noch taugten und dass Lebensstiltypologien eine erklärungskräftigere Alternative seien. Nach vorliegenden Erkenntnissen lässt sich dieser Anspruch kaum halten. In einer Metaanalyse zahlreicher Studien zeigte sich, dass Lebensstilmodelle lediglich eine Ergänzung darstellen und zu meist nur 2 bis 4 Prozent zusätzliche Varianz in den abhängigen Variablen erklären (Otte 2004, 2005). Eine differenziertere These, die erst selten überprüft wurde, besagt, dass Lebensstilansätze in Niedrigkostensituationen und in ästhetisierbaren Verhaltensbereichen besonders erklärungskräftig sind (Rössel 2006a, 2008; Otte in diesem Band).

Drittens wurde argumentiert, dass Lebensstile die Entstehung neuer Vergemeinschaftungsformen und gruppenbasierter symbolischer Konflikte begründen könnten. Hierzu ist die empirische Evidenz noch dünn. Zwar existieren einige Studien über die Prägung sozialer Beziehungen und Netzwerke durch Lebensstile (Arránz Becker und Lois 2010; Lizardo 2006a; Otte 2004), doch kann ihre Relevanz im Vergleich zu anderen Grundlagen der Beziehungs- und Netzwerkformation kaum eingeschätzt werden. Der Szeneforschung, in deren Fokus ästhetisch begründete Gemeinschaften im Freizeitkontext stehen (Hitzler et al. 2001), kann man vorwerfen, dass sie sich überwiegend auf jugendkulturelle Phänomene beschränkt, sozialstrukturelle Lagerungen nicht gründlich untersucht und die Neuartigkeit ihres Gegenstands überschätzt; stilistisch selektive Treffpunkte und themenzentrierte Freizeitvereinigungen gibt es schon seit langem. Auch die Entstehung lebensstilbasierter Gruppenkonflikte ist kaum systematisch untersucht, geschweige denn in ihrer Bedeutung nachgewiesen worden.

Schließlich wird oft mit der Annahme operiert, dass es sich bei Lebensstilen sowohl um holistische als auch stabile Phänomene handele. Unterstellt wird, dass Lebensstile nicht, wie Giddens (1991: 83) meint, in unterschiedliche „Sektoren“ segmentiert sind, sondern dass sie in allen Verhaltensbereichen einem einheitlichen Prinzip folgen. So behauptet Bourdieu (1982: 278): „Der Habitus bewirkt, dass die Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs ... als Produkt der Anwendung identischer ... Schemata zugleich systematischen Charakter tragen und systematisch unterschieden sind von den konstitutiven Praxisformen eines anderen Lebensstils.“ Doch nicht nur die innere Kohärenz des Lebensstils wurde angenommen (das Gegenteil behauptet Lahire 2008), sondern auch dessen Stabilität im Lebenslauf. Angesichts fehlender empirischer Studien handelt es sich um weithin ungeklärte Grundfragen der Lebensstilforschung (vgl. zur Stabilität Isengard und Spellerberg in diesem Band).

Zusammengenommen zeigt sich, dass die Forschung einige im Raum stehende Thesen hat klären können, dass aber nach wie vor große Forschungslücken bestehen. Bevor wir ihnen weiter nachgehen, bedarf es begrifflicher und konzeptueller Erörterungen.

III. Was sind Lebensstile?

1. Begriffe und Definitionen

Als ein zentrales Problem der Lebensstilforschung erweist sich die Tatsache, dass selbst über den konstituierenden Leitbegriff Unklarheit herrscht. Greift man eine Lehrbuchdefinition Hradils (1999: 431) auf, so trifft man auf einige auch andernorts genannte Punkte: „Unter ‚Lebensstil‘ versteht man eine bestimmte Organisationsstruktur des individuellen Alltagslebens ... Ein Lebensstil ist demnach ein regelmäßig wiederkehrender Gesamtzusammenhang von Verhaltensweisen, Interaktionen, Meinungen, Wissensbeständen und bewertenden Einstellungen eines Menschen ...“ Daran ist auffällig, dass Lebensstile durch die Komponenten des Verhaltens wie auch der zugrunde liegenden Einstellungen und Meinungen definiert werden. Eine ähnliche Auffassung findet sich bei Spellerberg (1996: 57): „Lebensstile sind gruppenspezifische Formen der Alltagsorganisation und -gestaltung, die auf der Ebene des kulturellen Geschmacks und der Freizeitaktivitäten symbolisch zum Ausdruck kommen.“ Diese Zusammenfügung von Einstellungen und Verhalten im Lebensstilkonzept erscheint uns problematisch. Folgt man klassischen, insbesondere in der Sozialpsychologie verbreiteten Handlungs- und Entscheidungstheorien, so sind es gerade die Einstellungen, die das Verhalten einer Person in situativen Kontexten erklären (Ajzen und Fishbein 1980; Fazio 1990). Deren Verknüpfung in einem Konzept ist problematisch, da Ursache und Wirkung nicht mehr voneinander zu trennen sind. Daher wird in diesem Buch nahezu durchgängig nur dann von Lebensstilen gesprochen, wenn es um das *Verhalten* von Personen geht.²

² Den Verhaltensfokus bringt auch Veal (2000: 16) in seiner Minimaldefinition klar zum Ausdruck, die er im Anschluss an eine umfassende Sichtung der interdisziplinären Literatur formuliert: „Lifestyle is the pattern of individual and social behaviour characteristic of an individual or a group.“

Offensichtlich implizieren aber beide Definitionen, dass es bei Lebensstilen nicht um einzelne Handlungen geht, sondern um *Muster* der Alltagsorganisation, die einen Zusammenhang bilden. Auch Hartmann (1999: 15 ff.) hebt in seiner Diskussion von Definitionsmöglichkeiten die *formalen* Ähnlichkeiten verschiedener miteinander verbundener Verhaltensweisen als Definitionskriterium hervor. Dies trifft sicher die Vorstellung, die ein kompetenter Sprecher der deutschen Sprache mit dem Begriff verbindet, da der Terminus ja auf den Stil des gesamten Lebens abzielt. Dabei sind zwei Einschränkungen zu bedenken: Erstens ist das konkrete Ausmaß der formalen Ähnlichkeit zwischen einzelnen Lebensstilelementen empirisch offen. Ihrer *Form* nach können Lebensstile von stilistisch völlig einheitlichen bis zu stark fragmentierten Ensembles reichen; allerdings ist bei letzteren zu fragen, ob es sich überhaupt noch um etwas handelt, das als Lebensstil *erkennbar* ist. Zweitens muss die Forschung nicht zwangsläufig den gesamten Lebensstil einer Person in den Blick nehmen; es können gezielt Dimensionen herausgegriffen werden – sei es der räumliche Aktionsradius, sei es die Hochkulturaffinität.

Neben der in beiden Definitionen angesprochenen formalen Ähnlichkeit wird insbesondere in Spellerbergs Definition ein weiterer Aspekt deutlich: Lebensstile haben einen *expressiven* Charakter, sie bringen etwas zum Ausdruck. Damit wird der Blick auf die mentalen Orientierungen gerichtet, die Lebensstilen zugrunde liegen. Im Einklang mit Spellerbergs Definition, die auf kulturellen Geschmack und Freizeitaktivitäten verweist, liegt der Schwerpunkt der empirischen Forschung auf *ästhetischen* Orientierungen, die in Konsum und Freizeit zum Ausdruck kommen. Dies ist aber nicht zwangsläufig so, denn Lebensstile können auch in *ethischen* Orientierungen verwurzelt sein. Beispiele sind religiös motivierte (Huber et al. 2006; Vögele et al. 2002) oder ökologisch nachhaltige Lebensstile (Reusswig 1994). Von zentraler Bedeutung ist aber die analytische Trennung zwischen mentalen Orientierungen und objektiven Verhaltensmustern.

Neben der formalen Ähnlichkeit der Lebensstilelemente und ihrer Expressivität nennt Hartmann (1999) als drittes Merkmal die *Identifizierbarkeit* des Lebensstils. Damit verweist er auf einen wichtigen Aspekt, der mit den erstgenannten Kriterien verknüpft ist. In der Lebensstilforschung wird davon ausgegangen, dass der Lebensstil einer Person durch ihr Verhalten nach außen sichtbar und damit identifizierbar ist. Insofern können Lebensstile Zugehörigkeiten signalisieren, symbolische Grenzen ziehen und distinktiv wirken. Der Grad der Identifizierbarkeit hängt davon ab, in welchem Ausmaß eine Person ihre Orientierungen in verschiedenen Verhaltensbereichen tatsächlich zum Ausdruck bringen kann und wie stark die formale Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Ausdrucksweisen ist. In diesem Kontext hebt Hradils Definition hervor, dass es sich bei einem Lebensstil um ein regelmäßig *wiederkehrendes* Muster handelt, das den Charakter einer Routine hat und somit im Leben *relativ stabil* ist. Auch die Frage der Stabilität ist letztlich empirisch zu beantworten, doch werden Verhaltensweisen einer Person, die heute kommen und morgen wieder gehen, nicht als Element ihres Lebensstils wahrgenommen.

Demnach lässt sich folgende Definition vorschlagen: Bei einem Lebensstil handelt es sich um ein Muster verschiedener Verhaltensweisen, die eine gewisse formale Ähnlichkeit und biographische Stabilität aufweisen, Ausdruck zugrunde liegender Orientierungen sind und von anderen Personen identifiziert werden können.

Die Definition lässt offen, welchen Inhaltsdomänen die Verhaltensweisen und Orientierungen angehören. Eine häufig vorgenommene Verengung der Definition stellt auf Muster der Kulturnutzung, Freizeitgestaltung und Konsumaktivität sowie die zugrunde liegenden ästhetischen Vorlieben und Präferenzen ab. Dieses Verständnis findet sich in vielen Beiträgen dieses Bandes. Allerdings existiert auch eine Forschungslinie, die breiter angelegt ist. So betonen Baur und Akremi (in diesem Band) ausdrücklich die Notwendigkeit, Lebensstile an der Schnittstelle von Erwerbsarbeit, Familien- und Haushaltsarrangements und Freizeit zu verorten. Ob Arbeit und Freizeit rigoros getrennt werden oder inhaltlich, räumlich und sozial eng miteinander verwoben sind, ist demnach eine grundlegende Facette des Lebensstils. Aber auch Praktiken wie der Lebensmittelkonsum sind nicht bloß Ausdruck ästhetischer Vorlieben, sondern können durch gesundheitliche, ökologische, religiöse und andere Grundüberzeugungen (z. B. Vegetarismus) beeinflusst sein. Dieses Verständnis reduziert den Lebensstil nicht auf alltagsästhetische Aspekte, sondern betrachtet ihn (auch) als Ausdruck alltagsethischer Überzeugungen. Dies wirft die Frage nach den Grenzen der Lebensstilforschung und ihren Berührungspunkten mit anderen Gebieten auf, etwa der Werteforschung, der politischen Soziologie oder der Religionssoziologie.

Werte werden klassisch als abstrakte, relativ stabile „Vorstellungen des Wünschenswerten“ definiert, die einem Akteur als Wegweiser des Handelns dienen und moralische wie ästhetische Beurteilungsmaßstäbe umfassen können (Kluckhohn 1951). Individuelle Muster von Einstellungen gegenüber solchen Werten werden als Wertorientierungen bezeichnet (van Deth und Scarbrough 1995). Wenn man latente Orientierungen als dem manifesten Lebensstil kausal vorausgehend betrachtet, gewinnt die Werteforschung für die Lebensstilforschung erhebliche Relevanz. Deren Theorien könnten zur systematischen Operationalisierung von Lebensstilen beitragen und an Lebensstilen überprüft werden – „postmaterialistische“ Wertorientierungen sollten sich in einem entsprechenden Lebensstil niederschlagen (Inglehart 1998). Umgekehrt könnte die Werteforschung empirische Regularitäten zum Zusammenhang von Sozialstruktur und Lebensstil in ihren Klassifikationen und Theorien aufgreifen. Erstaunlicherweise sind die beiden Gebiete aber bis heute stark voneinander abgeschottet. Aus der Warte der Werteforschung mag das daran liegen, dass diese dominant auf Fragen der politischen Kultur, politischen Partizipation und des Wahlverhaltens gerichtet ist (Bürklin und Klein 1998; Welzel 2009). Große Teile der Lebensstilforschung zeigen wiederum ein geringes Interesse an Fragen der Politisiertheit von Lebensstilen (vgl. zu Ausnahmen Bryson 1996; Vester et al. 2001). Die geringe Beachtung der Werte in der Lebensstilforschung ist umso verwunderlicher, als nicht selten Einstellungsindikatoren zur Typenkonstruktion dienen. Eine Verhältnisbestimmung der beiden Forschungsfelder kann in diesem Band nicht realisiert werden; sie bleibt eine dringende Zukunftsaufgabe.

Die Trennung des Lebensstils von zugrunde liegenden Orientierungen ist unumgänglich für ein Forschungsprogramm, das am deutlichsten im Beitrag von Jörg Rössel ausgearbeitet wird. Es hat zum Ziel, den je nach Situation *variablen* Einfluss von Werten und Präferenzen einerseits sowie Ressourcen und Restriktionen andererseits auf die Lebensstilpraxis zu erklären. Nicht für alle Forschungsfragen ist aber diese *empirische* Trennung derart zentral. Wird untersucht, wie und warum sich beispielsweise Hochkulturinteresse oder Religiosität biographisch ausbilden, ist der Fokus auf grundlegende Orientierungen und Verhaltensweisen gleichermaßen gerichtet. Als Terminus für *über-*

greifende Zusammenhänge zentraler Wertorientierungen und Lebensstilmuster schlagen wir den Begriff der Lebensführung vor (vgl. Hradil 1992: 193 f.; Otte 2004: Kap. 4). Damit wird die Begriffsverwendung bei Weber (1972: 320 f.) aufgegriffen, der die „Systematisierung des praktischen Handelns in Gestalt seiner Orientierung an einheitlichen Werten“ als Kern der Lebensführung erachtet und sie entlang religiöser, ethnischer und beruflicher Linien diskutiert. So ist die „protestantische Ethik“ durch die enge Verwobenheit religiöser Heilserwartungen und methodischer Verhaltensreglementierungen gekennzeichnet.

Auf Verbindungen der Werte- und Lebensstilebene trifft man auch dort, wo von „sozialen Milieus“ die Rede ist. Der Milieubegriff wird noch uneinheitlicher als der Lebensstilbegriff gebraucht und ist zu einem Verlegenheitsbegriff avanciert, der für soziale Großgruppen und Vergemeinschaftungen aller Art verwendet wird. Eindeutig ist, dass ein Milieu, anders als ein Lebensstil, kein Individualmerkmal ist. In der klassischen französischen Soziologie verwies das „Milieu“ auf die *Umgebung* eines Menschen, das soziale Milieu auf die *soziale* Umgebung (Hradil 1987: 165). Für Durkheim übte ein solches Milieu „soziale Zwänge“ auf das Individuum aus und prägte sein Denken und Handeln. Die Komplikation des Milieubegriffs entsteht dadurch, dass Akteure regelmäßig *verschiedene* Kontexte aufsuchen, z. B. Arbeitsplatz, Nachbarschaft, Verein, Szene, Kirche, Freundeskreis, Verwandtschaft, Familie. Nur unter sehr restriktiven Bedingungen sind diese Kontexte derart einheitlich (oder sogar personell identisch), dass sie ein homogenes Milieu konstituieren. Es ist daher unwahrscheinlich, dass ein Akteur *exakt* einem Milieu angehört (Rössel 2005: 252). In aktuellen Milieusätzen (Schulze 1992; Flaig et al. 1993; Vester et al. 2001) wird aber genau das unterstellt, indem eine Person empirisch nur einem Milieu zugeordnet wird. Diese Arbeiten entfernen sich noch weiter vom ursprünglichen Begriff, indem sie Personen nicht nach Umgebungsmerkmalen klassifizieren, sondern nach individuellen Wertorientierungen und/oder Verhaltensweisen (oder anderen Individualmerkmalen).³ Ein soziales Milieu ist damit faktisch ein Aggregat von Personen ähnlicher Wertorientierungen und/oder Verhaltensweisen. Es handelt sich um Werte- oder Lebensstiltypen – zwei in der Forschung ebenfalls geläufige Konzepte. Definitorisch wird sozialen Milieus aber neben geteilten Wertorientierungen und Verhaltensweisen häufig ein weiteres Merkmal zugewiesen, nämlich die „erhöhte Binnenkommunikation“ (Schulze 1992: 174) oder „soziale Kohäsion“ (Vester et al. 2001: 24 f.). Damit ist gemeint, dass Personen, die Wertorientierungen und Lebensstile teilen, überzufällig stark miteinander interagieren und soziale Beziehungen führen. Diese durchaus plausible Annahme lässt sich theoretisch und empirisch sehr präzise im Rahmen der soziologischen Netzwerkforschung bearbeiten, ohne dass dafür das Milieukonzept nötig wäre (vgl. Otte 2004: Kap. 9; Rössel 2005: Kap. 4.4). Dass die Netzwerkeinbettung von Akteuren nicht auf ein homogenes Milieu reduziert werden kann, wird daran deutlich, dass die Lebensstilähnlichkeit zwischen Ehe- und Lebenspartnern

3 Der Sinus-Milieuindikator besteht aus Statements, die zum Teil Wertorientierungs- oder Einstellungs-, zum Teil Verhaltenscharakter haben (vgl. Hartmann 1999: 75 ff.). Schulze (1992) fasst alltagsästhetischen Stil, Alter und Bildung als milieukonstituierende Merkmale auf, operationalisiert die individuelle Milieuzugehörigkeit aber ausschließlich über Alter und Bildung; es handelt sich somit eher um eine Typologie der sozialen Lage.

wesentlich größer ist als zwischen Verwandten; Freunde nehmen eine Mittelstellung ein (Otte 2004: 240).

Der Milieubegriff scheint uns demnach nur einen begrenzten Nutzen für die Lebensstilforschung zu haben. Aggregate ähnlicher Personen lassen sich als Werte-, Lebensstil- oder Lebensführungstypen bezeichnen; die soziale Umgebung von Akteuren kann mit Netzwerkanalysen adäquat untersucht werden. Entsprechend findet der Milieubegriff in diesem Band selten Verwendung (vgl. aber Baur und Akremi). In der politischen Soziologie steht eine gründliche Verhältnisbestimmung von Werten, Lebensstilen und Milieus noch aus (vgl. Mochmann und El-Menouar 2005).

2. Konzeption und Operationalisierung

Neben der Definition stellen sich Fragen der Konzeptualisierung und Messung von Lebensstilen. Es gibt vier konzeptuelle Varianten der Lebensstilforschung, die sich in der typologischen vs. dimensionalen Ausrichtung und in der bereichsübergreifenden vs. bereichsspezifischen Orientierung unterscheiden (vgl. *Abbildung 2*).

Im deutschsprachigen Raum ist ein typologisches Vorgehen besonders verbreitet. *Allgemeine Lebensstiltypologien* erfassen Elemente des Lebensstils über verschiedene Bereiche hinweg (z. B. Freizeit-, Konsum-, Kultur- und Medienverhalten) und klassifizieren die Verhaltensmuster typologisch (Variante A). Als typenbildende Verfahren kommen meist Clusteranalysen zum Einsatz. Ähnliche Konstruktionsprinzipien gelten für Wertetypologien. Diesem Ansatz folgen viele einschlägige Arbeiten (z. B. Lütke 1989; Flaig et al. 1993; Spellerberg 1996; Georg 1998). Eine Abwandlung sind *bereichsspezifische Typologien* (Variante B). Hier wird die Typenbildung allein auf der Grundlage solcher Indikatoren vorgenommen, die dem Gegenstandsbereich einer Untersuchung entstammen. Beispiele sind Umwelt-, Medien- oder Mobilitätstypologien. Ein Problem, das in dieser Variante leicht entstehen kann, besteht in tautologischen Aussagen. Beispielsweise produziert eine medienzentrierte Lebensstiltypologie, die *verhaltensbasiert* operationalisiert und dann zur Erklärung der Mediennutzung eingesetzt wird, derartige Aussagen. In diesem Fall wäre darauf zu achten, die Typologie anhand medialer *Orientierungen* zu operationalisieren. Sie wäre aber gemäß unserer Definition keine *Lebensstiltypologie* mehr, sondern eine *Werte-* oder *Einstellungstypologie*. In diesem Sinne konstruieren Götz et al. (in diesem Band) eine Typologie der Urlaubsorientierungen, die sie zur Vorhersage der Urlaubszielwahl einsetzen. Das Hauptproblem typologischer Ansätze scheint uns darin zu bestehen, dass derart viele Facetten des Lebens in die Typenbildung eingehen, dass kausalanalytisch kaum zurechenbar und theoretisch kaum erklärbar ist, *warum* spezifische soziale Lagen mit spezifischen Typen zusammenhängen

Abbildung 2: Varianten der Lebensstilforschung

	allgemein, bereichsübergreifend	themenzentriert, bereichsspezifisch
typologisch	A	B
dimensional	C	D

und *warum* Angehörige dieser Typen sich in den untersuchten Feldern in spezifischer Weise verhalten (vgl. Otte in diesem Band).

Von typologischen Konzeptionen sind Ansätze abzugrenzen, die *Lebensstildimensionen* erfassen. Dies kann wiederum bereichsübergreifend oder -spezifisch geschehen. *Bereichsübergreifend* konzipiert sind die „alltagsästhetischen Schemata“ bei Schulze (1992) und das „kulturelle Kapital“ bei Bourdieu (1982), denn entsprechende Orientierungen und Verhaltensweisen lassen sich an Indikatoren zu Musik, Fernsehen, Literatur, Freizeit und anderen Bereichen festmachen (Variante C). Derartige Ansätze können *bereichsspezifisch* verengt werden, indem etwa „kulturelles Kapital“ bei der Untersuchung von Jugendszenen als „szenespezifisches Musikkapital“ spezifiziert wird (Otte 2011). Variante D sind auch variablenbasierte Ansätze der themenzentrierten Lebensstilforschung zuzuordnen, wie man sie in der Soziologie der Gesundheit findet (vgl. Abel 2004). Klein et al. (2001) analysieren etwa den Einfluss gesundheitsrelevanter Lebensstilaspekte wie Tabak- und Alkoholkonsum, Sportverhalten und Schlafdauer auf das Mortalitätsrisiko. Anders als bei Typologien (dort wird jede Person genau *einem* Typus zugewiesen) beruhen dimensionale Ansätze meist auf ordinal oder metrisch skalierten Variablen, d. h. jede Person weist auf *jeder* Dimension einen Skalenwert auf. Dimensionale Messungen lassen sich bei Bedarf in Typologien überführen. So liefern multiple Korrespondenzanalysen mehrdimensionale Räume und die Individuen können anhand ihrer Koordinaten gruppiert werden; Skalen können kombiniert werden, sodass Typologien resultieren (vgl. Hartmann in diesem Band). Dem Vorteil dimensionaler Ansätze, durch die Herauslösung einzelner Lebensstildimensionen klar interpretierbare Ergebnisse hervorzubringen, steht der Nachteil gegenüber, die Befunde nicht auf den Lebensstil insgesamt generalisieren zu können. Notwendig sind zahlreiche Analysen von Einzelaspekten, die kumulativ zu einem Gesamtbild verdichtet werden müssen.

Ein zentrales Problem der Lebensstilforschung besteht in der geringen Anzahl validierter Messinstrumente, die eine kumulative Forschung ermöglichen. Clusteranalytisch gewonnene Typologien sind schwer reproduzierbar, weil die Typenabgrenzungen stichprobensensibel sind oder weil, wie im Fall der meisten Marktforschungsinstrumente, die Algorithmen intransparent sind. Hinzu kommt die explorative und deskriptive Anlage der meisten cluster- und korrespondenzanalytischen Studien. Diesem Problem begegnet die von Otte (2004) entwickelte, eingehend validierte und effizient einsetzbare Lebensführungstypologie (vgl. Otte in diesem Band). Erstaunlicherweise mangelt es auch in der *dimensionalen* Forschung an validierten Messkonzepten. Zwar wurden Schulzes alltagsästhetische Schemata in mehreren Studien aufgegriffen und in ihrer Alters- und Bildungsabhängigkeit grundsätzlich bestätigt (Müller-Schneider 2000; Hermann 2004: 160), doch hat sich keine einheitliche Messung etabliert. Ähnliches gilt für das Konzept kulturellen Kapitals. Auch hier gibt es, ausgehend vom inkonsistenten Begriffsgebrauch bei Bourdieu selbst, unterschiedliche Auffassungen darüber, ob dazu wertvolle kulturelle Ressourcen im Allgemeinen zählen oder nur solche hochkultureller Art; ob Wissensbestände, Kompetenzen, Präferenzen, Verhaltensaspekte oder Objekt- ausstattungen die Grundlage bilden; und welche Inhaltsbereiche bei der Messung einzubeziehen sind (vgl. Kingston 2001; Lareau und Weininger 2003; Yaish und Katz-Gerro 2010). Die in der Literatur nicht selten anzutreffende Operationalisierung kulturellen Kapitals über den formalen Bildungsabschluss greift jedenfalls zu kurz.

Vor dem Hintergrund der Vielzahl vorliegender empirischer Studien haben wir vermieden, in diesem Band weitere Typologien zu versammeln oder „neue“ Lebensstile zu explorieren. Da wir im Forschungsfeld aktuell keine Bemühungen zur Entwicklung von Messinstrumenten haben beobachten können, bleibt dieses Desiderat mit einem dringenden Aufruf an die weitere Forschung bestehen. Mehrere Beiträge des Bandes mögen dabei behilflich sein. Aus methodologischer und methodischer Perspektive gibt Peter H. Hartmann eine kritische Bestandsaufnahme gegenwärtiger Arbeitsweisen der Lebensstilforschung und ihrer Probleme. Sein Beitrag kann zugleich als eine „Gebrauchsanweisung“ für die Planung empirischer Studien gelesen werden. Mehrere Kapitel geben Literaturüberblicke zu speziellen Fragen der Lebensstilforschung, auf deren Grundlage systematische Untersuchungsdesigns entworfen werden können (vgl. die Beiträge von Sullivan, van Eijck, Baur und Akremi, Katz-Gerro, Blasius und Friedrichs). Exemplarisch finden sich auch Einblicke in die oben unterschiedenen Varianten der Lebensstilforschung. Der Beitrag von Gunnar Otte setzt sich aus theoretischer, methodologischer und angewandter Perspektive mit der Erklärungskraft *allgemeiner Typologien* auseinander und führt Sekundäranalysen mehrerer Studien durch, in denen die angesprochene Lebensführungstypologie zum Einsatz gekommen ist. Der von Konrad Götz, Jutta Deffner und Immanuel Stieß verfasste Beitrag gibt ein Beispiel für eine *bereichsspezifische Typologie* und ihre Anwendung in der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung. *Dimensional* orientierte Ansätze finden sich zum kulturellen Kapital (Jacob und Kalter; Nagel et al.) und zum Freizeitverhalten (Isengard; Spellerberg). Diese Arbeiten, die Lebensstile nicht holistisch untersuchen, sondern einzelne Elemente gezielt herausgreifen, scheinen uns wegweisend für die Beantwortung analytischer Detailfragen. So machen Bettina Isengard und Annette Spellerberg die Lebensstilinformationen, die das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) bietet, nutzbar, um die Stabilität des Freizeitverhaltens im Lebensverlauf und seine Abhängigkeit von sich wandelnden Lebensbedingungen zu untersuchen.

IV. Sozialstruktur und Lebensstil: Differenzierte Analysen und theoretische Erklärungen

Die deutschsprachige Lebensstilforschung war lange auf die Frage fokussiert, ob Lebensstile im Sinne Bourdieus als klassenstrukturierte Phänomene betrachtet werden können oder ob sie posttraditionale, individualisierte Gestaltungsbereiche individuellen Handelns sind, die kaum bis gar nicht von der Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien oder sozioökonomischen Positionen abhängen. Mittlerweile liegen zahlreiche Studien vor, die durchgängig zeigen, dass Lebensstile durch ein komplexes Bündel sozialstruktureller Faktoren geprägt werden. Dabei erweisen sich Alter und Bildung oft als die stärksten Determinanten, gefolgt von Geschlecht, Haushalts- und Lebensform sowie, je nach abhängiger Variable, Einkommen. Die Prägung von Lebensstilen durch strukturelle Variablen wird in diesem Band in zwei Hinsichten unter die Lupe genommen. Zum einen werden spezifische Determinanten von Lebensstilen in je einem Kapitel betrachtet (vgl. die Beiträge in Teil III). Zum anderen werden theoretische Erklärungen für die empirischen Zusammenhänge diskutiert.

1. Relevanz einzelner Lebensstildeterminanten

In den meisten bisherigen Studien hat sich gezeigt, dass Lebensstile eine hohe Korrelation mit dem *Alter* aufweisen (vgl. z. B. Konietzka 1995). Da diese überwiegend auf Querschnittsdaten fußen, ist die Interpretation dieses Befunds unklar. Handelt es sich um Lebenszykluseffekte, d. h. Veränderungen des Lebensstils im Lebenslauf, oder handelt es sich um Kohorteneffekte, d. h. Unterschiede zwischen Personengruppen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten geboren und sozialisiert wurden und deren Lebensstil nach der formativen Phase relativ stabil bleibt? Mit dieser Frage befasst sich der Beitrag von Bettina Isengard. Sie kommt mit den Längsschnittdaten des SOEP zu dem Ergebnis, dass sowohl der Lebenszyklus als auch die Kohortenzugehörigkeit das Freizeitverhalten prägen, dass aber Lebenszykluseffekte meist stärker sind. Bei erlebnisorientierten und kulturellen Beschäftigungen wie auch bei der Pflege sozialer Kontakte geht das Aktivitätsniveau im Laufe des Lebens mehr und mehr zurück. Anders ist das beim ehrenamtlichen Engagement, das in mittleren Altersgruppen besonders verbreitet ist. Der Besuch von Hochkultureinrichtungen unterliegt, bis zur Grenze der Hochaltrigkeit, linear positiven Alterseffekten. Erlebnisorientierte, d. h. auf Aktivsport, Sportveranstaltungen, Kino, Pop-/Rockkonzerte und gastronomische Einrichtungen bezogene Freizeitaktivitäten stellen ein Muster dar, bei dem die Kohorten- die Lebenszykluseffekte an Relevanz übertreffen: Nachwachsende Generationen sind zunehmend auf diese populären Freizeitbeschäftigungen hin orientiert. Dagegen zeigen sich bei den anderen untersuchten Aktivitäten keine oder schwache lineare Entwicklungen über die Kohorten hinweg. Für die weitere Forschung wirft der Beitrag zwei Fragen auf. Zum einen ist bemerkenswert, dass die Lebenszykluseffekte auch bei Kontrolle von Lebensform- und Erwerbsstatusveränderungen stark ausgeprägt bleiben, d. h. es scheint „genuine Alterungsprozesse“ zu geben, denen genauer nachzugehen wäre. Zum anderen sind die Ergebnisse nur beschränkt auf andere Bereiche generalisierbar, da Freizeitaktivitäten oft in sozialen Netzwerken stattfinden, die sich im Lebenszyklus verändern können, während der kulturelle Geschmack, also die *Inhalte* der Aktivitäten, stärker sozialisationsbedingt ist (vgl. am Beispiel Musik Otte 2008).

In einer Reihe empirischer Studien wurde geprüft, ob Lebensstile von den Eltern auf die Kinder vererbt werden. In diesen Untersuchungen zeigte sich, dass die *soziale Herkunft* wichtig für die Ausbildung von Lebensstilen ist; allerdings beschränken sich die meisten Studien auf hochkulturelle Orientierungen (Georg 2004; Nagel 2010; Nagel und Ganzeboom 2002; Rössel und Beckert-Zieglschmid 2002; Sullivan 2001; van Eijck 1997). Alice Sullivan widmet sich in diesem Band der Frage, ob man die Lebensstilvererbung auch für andere Bereiche feststellen kann. Sie zeigt in einem detaillierten Literaturüberblick, dass neben den schönen Künsten und dem Lesen auch in Bereichen wie der Ernährung, des Fernsehkonsums und des Sports eine deutliche intergenerationale Transmission existiert. Unklarer ist die Forschungslage im Bereich der populären Musik und der Medien. Zudem erweist es sich auf der Grundlage der uneinheitlichen Datengrundlagen als schwierig, die Stärke der Transmission zu quantifizieren. Hier besteht weiterer Forschungsbedarf, der schließlich in die Erklärung der bereichsspezifischen Unterschiede in der intergenerationalen Reproduktion oder Mobilität von Lebensstilen münden sollte. Sullivan betont, dass die intergenerationale Transmission nicht (nur) unbewusst abläuft, sondern von den Eltern oft mit Investitionen in ihre

Kinder verbunden wird, um ihren sozialen Status zu sichern. Sie zeigt aber auch auf, dass sich die von Bourdieu postulierten Effekte der Weitergabe kulturellen Kapitals auf den Bildungserfolg bisher nur bedingt bestätigen ließen. Der Umgang mit Büchern fördert schulische Lesekompetenzen, während die Vertrautheit mit den schönen Künsten weniger ungleichheitswirksam ist.

Ein stark vernachlässigtes Thema sind *ethnische Differenzierungen* von Lebensstilen. Damit beschäftigt sich der Beitrag von Konstanze Jacob und Frank Kalter, der die intergenerationale Reproduktion hochkultureller Lebensstile in verschiedenen ethnischen Gruppen untersucht und dafür Theorien der Migrations- und Integrationsforschung mit der Lebensstilforschung verbindet. Auch hier bestätigt sich, dass Lebensstile von Jugendlichen durch das Elternhaus geprägt werden. Darüber hinaus ist die Bildungskomposition des Freundschaftsnetzwerkes hochgradig relevant. Die Weitergabe hochkultureller Orientierungen erweist sich allerdings als abhängig vom ethnischen Kontext. In deutschen Familien ist sie stärker ausgeprägt als in Familien mit türkischem Hintergrund oder in Aussiedlerfamilien, d. h. in Migrantenfamilien findet die Reproduktion kulturellen Kapitals in geringerem Maße statt. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass ethnische Differenzierungslinien ernst genommen werden müssen. Die künftige Forschung sollte allerdings auch über Indikatoren europäischer Hochkultur hinaus Lebensstile in ihren ethnischen Variationen betrachten.

Auch für *geschlechterspezifische* Lebensstilunterschiede gilt, dass sie in der bisherigen Forschung eine untergeordnete Rolle eingenommen haben. Dies mag daran liegen, dass sich das Geschlecht in mehreren Studien als nachrangiger Prägefaktor erwiesen hat (Otte 2004; Schulze 1992; Spellerberg 1996). Allerdings hat sich im Hinblick auf die Hochkulturpartizipation eine Debatte über die höhere Beteiligung von Frauen entwickelt (Bihagen und Katz-Gerro 2000; Lizardo 2006b). So wird diskutiert, ob Frauen ein besonderes Hochkulturinteresse haben, weil sie in kulturnahen Berufen überrepräsentiert sind. Die Reichweite der These ist jedoch beschränkt, denn schon vor Beginn der Erwerbsphase zeigen sich Geschlechterdifferenzen im kulturellen Interesse. Daneben ist festzuhalten, dass das Geschlecht auch bei der Hochkulturpartizipation nicht die dominante Strukturierungsgröße darstellt (Rössel et al. 2002). Nina Baur und Leila Akremi entwickeln in ihrem Beitrag die These, dass die zwar oft geringfügigen, aber dennoch zahlreichen Geschlechterunterschiede in ganz unterschiedlichen Verhaltensbereichen vom Sport über die Mode bis zur Ernährung *äußerliche* Variationen von Lebensstilen sind, die aber auf der *Bedeutungsebene* von Männern und Frauen innerhalb eines sozialen Milieus konsensuell geteilt werden. In manchen Milieus sind komplementäre, in anderen egalitäre Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen verbreitet. Damit verweist der Beitrag auf eine wichtige Erweiterung der Lebensstilforschung, die oft Vorlieben und Verhaltensweisen erfasst, ohne deren Bedeutung und Interpretation hinreichend Beachtung zu schenken. Im Unterschied zu den meisten anderen argumentiert dieser Beitrag in doppelter Weise ganzheitlich, indem er Lebensstile zum einen in historische Traditionslinien sozialer Milieus einbettet und sie zum anderen, im Sinne geschlechtersoziologischer Auffassungen, an der Schnittstelle von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Freizeit platziert.

Freilich werden Lebensstile nicht nur durch individuelle Merkmale geprägt, sondern auch durch die *räumlichen Kontexte*, in denen Menschen leben. Sozialräume unterscheiden sich in den verfügbaren Angeboten und in den Hürden für deren Nutzung.

So findet man in Deutschland in nahezu jeder Großstadt Theater, Konzert- und Opernhäuser sowie ein vielfältiges Angebot an populären Einrichtungen wie Clubs, Kinos und Kneipen. Derartige Angebote sind im ländlichen Raum weniger vielfältig oder fehlen gänzlich. Die Verhaltensrelevanz von Angebotsstrukturen sollte auch im Ländervergleich gelten. Die politische Förderung und die marktformige Bereitstellung von Kultur variieren international erheblich (vgl. Gebesmair sowie Janssen et al. in diesem Band). Divergierende Angebotsstrukturen können wiederum einen Einfluss auf die Ausprägung von Lebensstilen haben. So zeigt Gerhards (2008), dass hochkulturelle Aktivitäten in Ländern mit einem großen Kultursektor verbreiteter sind. In diesem Band widmen sich zwei Beiträge dieser Frage. Annette Spellerberg betrachtet räumliche Unterschiede der Lebensstile in Deutschland, während Tally Katz-Gerro dem internationalen Vergleich nachgeht. Spellerberg zeigt, dass der Wohnstandort entlang des Stadt-Land-Kontinuums den Lebensstil nur nachrangig beeinflusst. Zentraler sind sozialstrukturelle Merkmale. Dennoch weist sie Unterschiede zwischen Personen in eher ländlichen bzw. städtischen Räumen nach. Mit abnehmender Ortsgröße sinkt die Häufigkeit jugend- und hochkultureller Aktivitäten, während Tätigkeiten rund um Haus und Garten und sinnbildlich die Autopflege an Bedeutung gewinnen. Betrachtet man Effekte des Ortswechsels, so zeigt sich vor allem, dass beim Umzug in eine größere Stadt die Hochkulturnutzung zunimmt. Insgesamt bestätigt sich aber im Sinne der Stabilitätsannahme die relative Invarianz des Lebensstils gegenüber räumlichen Veränderungen. Die international vergleichende Lebensstilforschung steckt, wie Katz-Gerro herausarbeitet, noch in den Kinderschuhen. Dies hat zum einen damit zu tun, dass die ohnehin schwierige Messung von Lebensstilen in komparativer Perspektive zusätzlichen Herausforderungen gegenübersteht, zum anderen damit, dass es bisher nur wenige Bemühungen gab, empirische Studien von vornherein komparativ anzulegen. So wurden in den letzten Jahren in vielen Ländern, in Anlehnung an die Arbeiten Bourdieus und Petersons, Analysen zur Homologie von Klassen und Lebensstilen sowie zur Omnivores-These durchgeführt. Da aber Operationalisierungen, Stichproben und Methoden erheblich variieren, bleibt offen, ob Ländervariationen durch methodische Vorentscheidungen zustande kommen oder ob sie Unterschiede in den Sozialstrukturen, Opportunitäten des Kulturkonsums und kulturellen Orientierungen widerspiegeln (Peterson 2005).⁴

2. Theoretische Erklärungen

Den empirisch immer wieder bestätigten Zusammenhang zwischen der Ressourcenausstattung von Personen und ihrer Vorliebe für Hochkultur greift Koen van Eijck in seinem Beitrag auf. Er arbeitet heraus, dass insbesondere die Bildung eine zentrale Rolle spielt, während dem Einkommen eine geringere Bedeutung zukommt. Der Zusammenhang zeigt sich nicht nur für die Hochkulturorientierung, sondern auch für die viel diskutierten „kulturellen Allesfresser“, die nicht nur eine Präferenz für Hochkultur aufweisen, sondern auch für populäre Genres. Dafür diskutiert er zwei theoretische Erklä-

⁴ Diesen Eindruck hinterließ die Tagung „Thirty Years after ‘Distinction’“ in Paris im November 2010; vgl. zu diesen Problemen auch die Beiträge in *Poetics* 35 (Issues 2-3), 2007.

rungen, die schon von Ganzeboom (1982) kontrastiert wurden. Die erste lautet, dass mit zunehmenden Bildungsressourcen eine verbesserte Fähigkeit zur Informationsverarbeitung einhergeht und damit die Vorliebe für die eher komplexen Werke der Hochkultur steigt. Die zweite These besagt, dass statushohe Personen deshalb Hochkultur rezipieren, weil dies mit Distinktion und Statusgewinn verbunden ist. Die beiden Erklärungen können mit den üblichen Daten allerdings nicht separiert werden, sondern es bedarf differenzierter Daten über Motive und Situationen der Partizipation. Einen interessanten Ansatz haben Roose und Vander Stichele (2010) entwickelt: Sie vergleichen die Determinanten des kulturellen Konsums im Haushalt und in öffentlichen Situationen und zeigen, dass die Ressourcenausstattung im öffentlichen Kontext eine deutlich größere Rolle spielt; dies spreche dafür, dass die Statuskomponente zumindest partiell den kulturellen Konsum von Personen erkläre.

In umfassender Weise lotet Jörg Rössel in seinem Aufsatz aus, welche Theorien aus der Soziologie und Sozialpsychologie einen Erklärungsbeitrag zu unterschiedlichen Fragen der Lebensstilforschung leisten können, nämlich zur Herausbildung kultureller Orientierungen, zu deren Einflüssen auf das Verhalten sowie zur Bündelung verschiedener Verhaltensweisen zu Lebensstilmustern. Demnach existiert eine ganze Reihe relevanter, aber in der Lebensstilforschung meist unbeachteter Theorien, deren Hypothesen gegeneinander getestet werden können. Gerade zu spezifischen Aspekten liegen Theorien vor, die die Formulierung präziser Hypothesen erlauben, z. B. über den Grad der Routinisierung oder der Kohärenz von Lebensstilen. Damit können Fragen, die bisher eher spekulativ behandelt wurden, hypothesengesteuert geprüft werden.

Insgesamt tragen die angesprochenen Aufsätze zu einem besseren Verständnis der Genese und Prägung von Lebensstilen in ihren sozialen und räumlichen Kontexten bei. Allerdings entstehen auch neue Fragen für die künftige Forschung. In deskriptiver Hinsicht wäre eine Verbreiterung unseres Kenntnisstandes über ethnische Dimensionen von Lebensstilen in Deutschland wünschenswert. Darüber hinaus ist die Erfassung von Lebensstilähnlichkeiten und -unterschieden im Ländervergleich ein Desiderat der Forschung. Neben deskriptiven Studien bedarf es jedoch wesentlich mehr Analysen, die konkreten Erklärungsmechanismen nachgehen. So wirft Isengards Beitrag die Frage auf, warum für viele Freizeitaktivitäten die Partizipation mit zunehmendem Alter zurückgeht. An Spellerbergs Analysen schließt sich die Frage an, wie räumliche Gelegenheitsstrukturen Lebensstile prägen: Geschieht dies schon im Kontext der Sozialisation, die zu bestimmten Präferenzen bei den Akteuren führt, oder wirken die Gelegenheitsstrukturen nur als situative Restriktionen des Handelns? Zur Beantwortung dieser Fragen kann zum Teil auf die von van Eijck und Rössel vorgeschlagenen Theorien zurückgegriffen werden. Zur Untersuchung dieser Fragen ist allerdings eine Abkehr von holistischen Analysen und ein Schritt hin zu differenzierten Analysen einzelner Elemente des Lebensstils nötig, da sonst spezifische Erklärungsmechanismen nicht aufgedeckt werden können. Dies wird an Isengards Ergebnissen ersichtlich, denen zufolge eben nicht für alle Freizeitmuster eine identische Veränderung im Lebensverlauf stattfindet. Daher wird eine systematische Analyse auf Einzelaspekte von Lebensstilen fokussieren müssen.

V. Lebensstile zwischen Angebot und Nachfrage

Die deutschsprachige Forschung hat die Entstehung von Lebensstilen vorwiegend aus einer personenzentrierten Perspektive betrachtet, die Individualmerkmale in den Vordergrund rückt. Dagegen wird in der angelsächsischen und französischen Forschungslandschaft auch das Angebot potenzieller Lebensstilelemente breiter diskutiert. Der Hintergrund sind zwei Forschungstraditionen, die dort stärker präsent sind. Zum einen ist der „Production of Culture“-Ansatz gemeint (Peterson 1976; vgl. auch Gebesmair 2008), der die Funktionsweise von Organisationen und Märkten in der Kulturwirtschaft analysiert. Paradigmatisch sind die Studien über die Unternehmenskonzentration im Markt für populäre Musik und deren Auswirkungen auf die künstlerische Vielfalt und Innovation (Dowd 2004; Peterson und Berger 1975). Andererseits ist erneut Pierre Bourdieu zu erwähnen, der eben nicht nur eine Klassentheorie entwickelt hat, die die Ausprägungen von Lebensstilen nachfrageseitig erklärt, sondern der auch eine Theorie kultureller Produktionsfelder entworfen hat, die die Funktionsweise gesellschaftlicher Teilbereiche, wie des Kunstfeldes, stärker von der Anbieterseite her durchleuchtet. Bourdieu analysiert die Prozesse, die dazu führen, dass ein Objekt, ein Text oder eine Folge von Geräuschen überhaupt von den im Feld anerkannten Akteuren als Kunst betrachtet und verbreitet wird. Dabei erweist sich wiederum die Ausstattung von Akteuren mit Ressourcen als zentral für deren Fähigkeit zur Definition, Auswahl und Verbreitung von Kunstwerken.

In diesem Sinne behandeln drei Beiträge die Angebotsseite der kulturellen Produktion und Vermittlung (Teil II des Bandes). Andreas Gebesmair fokussiert auf die Frage, ob Prozesse der Globalisierung und Transnationalisierung zu einem weltweit einheitlichen und homogenen Angebot von kulturellen Gütern geführt haben. Sein Beitrag ist insofern wegweisend, als er zwischen mehreren Ebenen der Globalisierung differenziert: erstens der Verbreitung rechtlicher Institutionen, zweitens der Diffusion kultureller Güter selbst, drittens der Verbreitung von Symbolgehalten und viertens der Rezeption dieser Symbolgehalte. Insbesondere die dritte und vierte Ebene wurden bisher kaum systematisch untersucht, sodass eindeutige Schlüsse kaum möglich sind. Im Hinblick auf die ersten beiden Ebenen kann festgehalten werden, dass es zu einer Transnationalisierung von Institutionen und kulturellen Gütern gekommen ist, wobei vor allem die großen OECD-Länder als Exporteure fungieren. Dies hat aber nicht zwangsläufig zur Verdrängung einheimischer Produkte geführt, sondern meist zu einer größeren Vielfalt des Angebots. Zudem sind es keinesfalls allein die USA, die als Exporteur auftreten, wie dies Thesen der Amerikanisierung behaupten. Auf den Märkten für kulturelle Güter sind, je nach betrachtetem Kulturgut, auch andere Länder wie Großbritannien, Schweden und Brasilien aktiv. Die Vereinigten Staaten sind jedoch herausgehoben, weil sie auf allen diesen Märkten eine wichtige Rolle spielen.

Fokussiert Gebesmair auf die Verbreitung von kulturellen Gütern und Symbolen, so geht es Susanne Janssen, Marc Verboord und Giseline Kuipers um die Rolle von Tageszeitungen, die mit ihrer Berichterstattung zur Verbreitung und Bewertung kultureller Objekte beitragen und damit Grenzen zwischen legitimer und illegitimer Kultur, zwischen Kunst und Kitsch ziehen. Dies gilt insbesondere für die untersuchte Qualitätspresse in vier Ländern (USA, Frankreich, Niederlande, Deutschland). In allen Ländern kann eine Erosion traditioneller kultureller Grenzziehungen beobachtet werden.

Die Zeitungen berichten immer weniger über Hochkultur, vor allem Theater und klassische Musik, und immer stärker über Populärkultur, insbesondere Popmusik, und signalisieren damit, dass letztere der Aufmerksamkeit einer qualitätsorientierten Zeitung und eines ernsthaften Lesers würdig ist. Diese Entwicklung hat in den USA und teilweise in Frankreich deutlich früher begonnen als in den Niederlanden und insbesondere in Deutschland, das von den betrachteten Ländern die stärkste Grenzziehung zwischen Hoch- und Populärkultur beibehalten hat. Bemerkenswert am französischen Fall ist, dass mit Verweis auf Bourdieus Werk in der Forschungsliteratur immer wieder die elitären Abgrenzungsbemühungen in der französischen Gesellschaft betont werden, dass sich aber die dortige Qualitätspresse sehr früh für ausgewählte Bereiche populärer Kultur öffnete, gerade für Film und Mode. Während für die Erklärung des allgemeinen Trends in den vier Ländern Merkmale sozialstrukturellen Wandels angeführt werden können, maßgeblich die Zunahme der Heterogenität der Zeitungsleserschaft in Folge von Bildungsexpansion, sozialer Mobilität und ethnischer Diversität, scheinen für die Unterschiede zwischen den Ländern Eigenheiten des journalistischen Feldes wichtiger zu sein, etwa die Konkurrenzsituation am Medienmarkt oder Einflüsse der Kulturwirtschaft.

Timothy Dowd betrachtet historische Entwicklungsprozesse aus neo-institutionalistischer Perspektive. Er nimmt den Wandel des kulturellen Angebots für zwei Felder der Kulturproduktion in den USA in den Blick, nämlich das der klassischen und das der Populärmusik. Für die klassische Musik demonstriert er, dass das Feld in den USA erst im 19. Jahrhundert die uns heute selbstverständliche Form angenommen hat, die durch den Organisationstypus des Symphonieorchesters und einen Kanon großer Werke klassischer Meister beschrieben werden kann. In der Längsschnittanalyse zeigt sich allerdings, dass mehrere Prozesse die Logik der Kanonisierung untergraben und eine Angebotsvervielfältigung, z. B. durch den Einschluss amerikanischer und zeitgenössischer Komponisten, herbeigeführt haben. Eine Verbreiterung des Angebots lässt sich auch in der Populärmusik feststellen, wo zudem eine Spezialisierung und Ausdifferenzierung nach Genres beobachtet werden kann. In beiden Fällen kann die Entwicklung auf feldimmanente Prozesse zurückgeführt werden, seien es die veränderten Marktstrukturen, die Ausbreitung von Radiostationen oder die Etablierung von Studiengängen der klassischen Musik. Mit dieser Angebotsveränderung werden auch die Klassifikationssysteme neu strukturiert, die die Grenzen und Identitäten von Lebensstilen prägen.

Diese Studien über kulturelle Produktionsfelder verdeutlichen sehr anschaulich, dass sich das kulturelle Angebot nach eigenen Gesetzmäßigkeiten wandelt und länderspezifische Unterschiede aufweist. Wie in den Beiträgen von Spellerberg und Katz-Gerro angesprochen, können solche Angebotsunterschiede zur Entstehung räumlich spezifischer Lebensstilmuster beitragen. Im Hinblick auf die genaue Relevanz des kulturellen Angebots und der Strategien von Akteuren im kulturellen Produktionsfeld für die Entstehung von Lebensstilen bestehen jedoch große Wissenslücken, sodass der künftigen Forschung hier viele Möglichkeiten offen stehen. Auch hier wird man vermutlich stärker auf einzelne Aspekte von Lebensstilen fokussieren müssen. Wenn man beispielsweise den Einfluss professioneller Kritiker auf die Verkaufszahlen von Büchern, Filmen oder Weinen betrachtet, müssen diese Elemente aus dem ganzheitlichen Lebensstil herausgelöst werden.

Die skizzierten Wandlungsprozesse erfordern Korrekturen der Praxis der Lebensstilforschung. Gerade in der internationalen, an Bourdieu anknüpfenden Forschung lässt sich eine starke Orientierung auf die Erforschung von Vorlieben feststellen, die man traditionell der „Hochkultur“ zurechnet (DiMaggio und Mukhtar 2004; Katz-Gerro 2002; Nagel 2010). Hochkultur gilt als „legitime“ Kultur, die Prozesse der Klassenreproduktion und -herrschaft antreibt. Aus dieser Perspektive ist die Erforschung populärer Aktivitäten kaum relevant, da sie für Fragen der Klassenreproduktion nicht bedeutsam sind. Dagegen wurde in der deutschen Lebensstilforschung schon früh ein breiterer Fokus eingenommen (Lüdtke 1989; Schulze 1992), denn Lebensstile wurden als alternative Sozialstrukturkonzepte mit geringen Bindungen an Klassenpositionen betrachtet. Sollen solche Konzepte zu Erklärungszwecken eingesetzt werden, so ist eine Beschränkung auf hochkulturelle Aktivitäten wenig sinnvoll, da diese nur von einem Bruchteil der Bevölkerung regelmäßig verfolgt werden. Will man die Alltagsgestaltung in ihrer Breite erfassen, sind populärkulturelle Vorlieben also zwingend zu berücksichtigen. Exemplarisch zeigt sich dieser breite Fokus in Schulzes (1992) alltagsästhetischen Schemata, die neben dem traditionellen Hochkulturschema auch triviale Beschäftigungen (Trivialschema) sowie spannungsreiche, bewegungsorientierte Aktivitäten (Spannungsschema) abbilden. Auch die internationale Diskussion öffnet sich seit den 1990er Jahren mit Petersons Omnivores-These der Analyse populären Konsums, betont aber auch dabei weiterhin die Statusfunktion des Kulturkonsums (Gebesmair 1998; Peterson und Kern 1996; Rössel 2006b). Das zentrale Argument lautet, dass exklusiver Hochkulturnobismus in den differenzierten Gegenwartsgesellschaften nicht länger erfolgreich sei. Um sich in heterogenen sozialen Netzwerken erfolgreich bewegen zu können, sei neben dem Hochkulturinteresse ein breites populärkulturelles Wissen nötig. Auch aus einer herrschaftstheoretischen Perspektive sei daher die Analyse von Hoch- und Populärkultur wichtig (DiMaggio 1987). Diese Veränderungen werden von Janssen, Verboord und Kuipers demonstriert: Selbst in der Qualitätspresse hat die Populärkultur an Bedeutung gewonnen, während die Hochkultur etwas von ihrem sakrosankten Status eingebüßt hat.

Mit diesem Bedeutungswandel ist eine Abschwächung traditioneller Grenzziehungen verbunden (DiMaggio 1987). Grenzüberschreitungen und Melangen zwischen Hoch- und Populärkultur werden einfacher. Stars der klassischen Musik, die sich wie Popstars verhalten, bürgen für diese Entwicklung, aber auch die Aufnahme populärer Werke in das Repertoire klassischer Orchester. Vor allem *innerhalb* des großen Feldes populärer Kulturformen lassen sich Differenzierungen feststellen, die mit Begriffen wie „Massenkultur“, „Volkskultur“ und „Jugendkultur“ nicht sinnvoll zu fassen sind, da sich quer durch diese Bereiche sowohl kulturelle Angebote und Lebensstilelemente finden, die in gehobenen Schichten Legitimität genießen (z. B. die Krimiserie „Tatort“; bäuerliche Kochtraditionen; Indie-Rock), als auch solche, die dort Abwertungsprozessen unterliegen (z. B. Hamburger-Ketten; deutsche Volksmusik; die Reality-TV-Serie „Big Brother“). Die empirische und auch begrifflich adäquate Segmentierung des Marktes des Populären ist eine anspruchsvolle, aber dringende Aufgabe, denn schließlich basieren Lebensstile auf Mustern ähnlich klassifizierter Produkte und Verhaltensweisen. Hier gibt es erste Schritte, aber einen noch längeren Weg, der zurückzulegen ist (vgl. für Dimensionen der Popmusik Gebesmair 2008: Kap. 2; für den Club- und

Diskotheekenmarkt Otte 2011; für Bewertungskriterien gehobener Küche Johnston und Baumann 2007).

VI. Die Relevanz von Lebensstilen

Ein letztes Grundproblem betrifft die Frage, wozu man Lebensstilforschung überhaupt betreibt. Die Frage stellt sich angesichts der verhaltensbasierten Definition von Lebensstilen. Denn während man die Relevanz der Werteforschung damit begründen kann, dass Werte als grundlegende Vorstellungen des Wünschenswerten das individuelle Handeln kausal vorstrukturieren, liegt eine solche Begründung für Lebensstile weniger nahe. Wir attestieren Lebensstilen eine dreifache Relevanz: 1. Der Lebensstil zum Zeitpunkt t_0 hat individuelle Verhaltenskonsequenzen zum Zeitpunkt t_1 ; 2. Lebensstile dienen durch ihre Symbolik Akteuren zur wechselseitigen Koorientierung; 3. Lebensstile stellen globale Verhaltenssyndrome dar, die Akteuren einen Rahmen zur Einpassung neuer Elemente in konkreten Handlungssituationen bieten.

Für *intertemporale* Lebensstilkonsequenzen gibt es verschiedene Beispiele dimensionaler, oftmals themenzentrierter Forschungsansätze. Viele von ihnen folgen der Vorstellung, dass habituelles Verhalten über einen längeren Zeitraum kumulative Wirkungen zeitigt, sich zu einem „Kapitalstock“ verdichtet und Konsequenzen zu einem späteren Zeitpunkt hat. Hier lassen sich gesundheitssoziologische Arbeiten anführen, denen zufolge gesundheitsrelevante Aspekte des Lebensstils – Ernährung, Alkohol- und Tabakkonsum, Sport – das spätere Morbiditäts- und Mortalitätsrisiko beeinflussen. Genauso sind hier Bourdieus (1983) Vorstellungen zur Akkumulation und Inkorporierung kulturellen Kapitals einzuordnen: Die anhaltende Auseinandersetzung mit Kunst führt zu einem umfangreichen Wissensstand, zu verbesserten Kompetenzen, zur erleichterten Decodierung komplexer Werke und damit zu dauerhafter Zuwendung (vgl. auch Stigler und Becker 1977). Relevant ist überdies die Forschung zur Transmission kulturellen Kapitals von der Eltern- zur Kindergeneration und seinen Einflüssen auf den Schulerfolg (vgl. Sullivan sowie Jacob und Kalter in diesem Band). Zu denken ist aber auch an andere Lebensstilelemente und ihre Konsequenzen. So zeigt Lois (2008), dass die Berufs-, Familien- und Freizeitorientierung der Lebensstile nichtehelich kohabitierender Paare deren Übergang in die Ehe beschleunigen oder verzögern.

Interpersonelle Lebensstilwirkungen kommen durch die äußere Wahrnehmbarkeit und den symbolischen Gehalt von Lebensstilen zustande. Gemäß der allgemeinen Homophilie- oder Homogamiethese ist zu erwarten, dass bei Freundschafts- und Partnerwahlen Personen mit ähnlichen Lebensstilen bevorzugt werden. Nachdem diese These lange Zeit vornehmlich an soziodemographischen Merkmalen überprüft wurde, liegen auf der Basis einzelner Experimente, Umfragen und nichtreaktiver Daten inzwischen Bestätigungen auch für ausgewählte Lebensstilindikatoren vor. In diesem Band präsentieren Ineke Nagel, Harry B. G. Ganzeboom und Matthijs Kalmijn Ergebnisse einer umfangreichen Befragung niederländischer Jugendlicher zur Selektion ihrer bevorzugten Interaktionspartner in Schulklassen. Dabei zeigt sich zum einen, dass geteilte Hochkulturorientierungen die Netzwerkformation noch stärker begünstigen als populärkulturelle Vorlieben; zum anderen, dass elterliche Bildung und Hochkulturpartizipation, jenseits des kulturellen Geschmacks der Schüler, unabhängige Einflüsse auf die Freund-

schaftswahlen ausüben. Die Autoren erklären letzteren Befund damit, dass die Eltern steuernd in das Gesellungsverhalten ihrer Kinder eingreifen, dass aber auch die Jugendlichen selbst ihre Freunde nach der Maxime einer Statusübereinstimmung ihrer Eltern aussuchen. Die Bedeutsamkeit von Lebensstilen geht aber über derartige Selektionsprozesse hinaus und betrifft auch die Beziehungsstabilität. Arránz Becker und Lois (2010) weisen auf der Basis des SOEP Prozesse der Lebensstilanpassung im Verlauf von Partnerschaften nach und demonstrieren zudem, dass starke partnerschaftsinterne Diskrepanzen gegenüber dem Spannungsschema das Trennungsrisiko in *nichtehelichen* Partnerschaften erhöhen, während fehlende Übereinstimmungen im Hochkulturinteresse das Auflösungsrisiko von *Ehen* erhöhen.

Symbol- und konflikthafte Wirkungen von Lebensstilen können in ihrer Reichweite dyadische Interaktionen überschreiten: Markiert werden durch Lebensstile manchmal soziale Gruppen oder Räume *in toto*. Vor allem in der Stadtsoziologie, Geographie und Raumforschung wurde die Relevanz von Lebensstilen für sozialräumliche Prozesse schon früh diskutiert (Beauregard 1986; Blasius 1993; Dangschat und Blasius 1994; Klee 2003; Schneider und Spellerberg 1997). Die Grundannahme ist, dass Personen bei der Suche nach einem geeigneten Wohnstandort die Entfaltungsmöglichkeiten für ihren Lebensstil berücksichtigen und dass die vollzogenen Standortwahlen vieler Haushalte im Aggregat einem Quartier ein bestimmtes, durch Lebensstilhomogenität oder -heterogenität gekennzeichnetes „Gesicht“ geben, das wiederum die Standortwahlen weiterer Akteure beeinflusst. Blasius und Friedrichs diskutieren in ihrem Beitrag die Relevanz von Lebensstilen für Prozesse der Suburbanisierung, Gentrifizierung und Segregation. In ihrem von der Rational-Choice-Theorie und Bourdieus Klassentheorie angeleiteten Modell postulieren sie, dass vor allem ressourcenstarke Haushalte der Ober- und Mittelklasse Lebensstilerwägungen in ihrer Standortwahl treffen können, während dies Haushalten der Arbeiterklasse verwehrt bleibt. Als zentrales Entscheidungskriterium der Haushalte jenseits des ökonomischen Kapitals rücken sie im Einklang mit dem Homophilieprinzip die Nähe zu Nachbarn mit ähnlichem Lebensstil in den Mittelpunkt. Bei ihrer Literatursichtung finden sie allerdings relativ wenige Belege für die Relevanz von Lebensstilen – mit Ausnahme der Gentrifizierungsprozesse. Derartige Dynamiken werden jedoch von Personengruppen in Gang gesetzt, deren Lebensstile für die von ihnen aufgesuchten Nachbarschaften gerade *untypisch* sind. Der möglicherweise je nach betrachteter Gruppe *variierende* Einfluss des Lebensstils bei Wohnstandortentscheidungen müsste in explizit darauf angelegten Studien genau identifiziert werden. Im Vergleich zur vorliegenden Literatur ist in der künftigen Forschung stärker darauf zu achten, subjektive Wohnansprüche und symbolische Wirkungen, die genuin auf Lebensstile zurückgeführt werden können, von Ressourcen- und Lebenszykluseffekten zu isolieren.

Neben diesen intertemporal und interindividuell relativ eng umgrenzten Wirkungen wird Lebensstilen in einer dritten Sichtweise eine nahezu universelle Relevanz zugeschrieben. Dieser Anspruch wird insbesondere mit *allgemeinen Lebensstiltypologien* verbunden. Angenommen wird, dass Lebensstile umfassende Verhaltenssyndrome darstellen, in deren Rahmen situativ auftretende Objekte vom Akteur eingeordnet und bewertet werden. Ist der Lebensstil etwa durch eine besondere Status-, Traditions- oder Ökologieorientierung gekennzeichnet, werden konkrete Handlungsalternativen (z. B. am Konsumgütermarkt) auf ihre Passung mit dieser Grundorientierung und mit dem

entsprechenden Verhaltensrepertoire bewertet. Das Beispiel zeigt, dass Lebensstile in dieser Forschungstradition häufig nicht losgelöst von zugrunde liegenden Wertorientierungen gedacht werden. Insofern werden meist Lebensführungs- statt reiner Lebensstiltypologien genutzt.⁵ Damit geht oft die Vorstellung einher, dass solche Typen soziale „Großgruppen“ oder „Milieus“ darstellen (Schulze 1992), deren Angehörige ganzheitliche Identitäten aufweisen, aus denen wiederum bereichsspezifische Einstellungen und Verhaltensweisen resultieren. Inwieweit damit kausale Erklärungsansprüche verbunden werden, variiert allerdings beträchtlich. Je mehr man sich in die angewandte Forschung begibt, umso mehr überwiegen deskriptive Darstellungen der Zusammenhänge zwischen den Typenzugehörigkeiten und den Zielvariablen.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass sich typologische Lebensstilansätze in der *angewandten* Forschung weitaus größerer Popularität erfreuen als in der akademischen Forschung. Nachdem diese Ansätze in der unternehmensbezogenen Konsumforschung schon lange etabliert sind, haben auch politische Akteure, Verbände, Kirchen, kommunale Behörden und Kultureinrichtungen Lebensstiltypologien immer mehr für sich entdeckt. Offenbar verspricht man sich davon einen beträchtlichen Nutzen, denn für die diesbezügliche Forschung und Beratung wird viel Geld bezahlt. Daher stellen sich zwei Fragen: Wie ist das Missverhältnis zwischen angewandter und akademischer Forschung in der Nutzung von Lebensstiltypologien zu erklären? Sind diese Instrumente ihr Geld wert?

Um die Praxis der angewandten Forschung besser nachvollziehen zu können, haben wir Konrad Götz, Jutta Deffner und Immanuel Stieß gebeten, die Ansprüche des Arbeitens mit Lebensstilansätzen am Beispiel des Instituts für sozial-ökologische Forschung (ISOE) zu erläutern. Es wird deutlich, dass ein Instrument in der Lage sein muss, erstens einen Markt trennscharf zu segmentieren und zweitens auf dieser Basis Zielgruppen zu beschreiben, die anschlussfähig für die Entwicklung von Produkten und Marketingkampagnen sind. Das bedeutet, dass es statistisch hinreichend viel Varianz in den abhängigen Variablen erklären und zugleich anschauliche Gruppenbeschreibungen liefern muss. Gerade wenn es darum geht, Produkte und Marketingmaßnahmen zu entwickeln, scheint sich das beschreibende Potenzial von Lebensstiltypologien zu bewähren: Der typologische Charakter hilft, den Praktikern Menschen, nicht Variablen vor Augen zu führen, und reichhaltige Illustrationen helfen, Ideen zu generieren. Die akademische Sozialforschung quantitativer Ausrichtung verliert in ihrer Suche nach kausal erklärenden Variablen zuweilen das Leistungsvermögen von Beschreibungen aus den Augen (Abbott 1998: 173). Mehr Skepsis scheint uns aber bei der Frage angebracht, ob es tatsächlich gelingt, mit den auf diese Weise abgeleiteten praktischen Maßnahmen die beabsichtigten Verhaltensänderungen zu bewirken. Denn solche Maßnahmen werden meist durch eine assoziative Mustererschließung gewonnen (vgl. z. B. Götz et al. 2003), gründen aber kaum auf theoretisch informativen und präzise zurechenbaren Erklärungen. Das einführende Verstehen lebensstilspezifisch typisier-

5 Allerdings funktioniert das Matching-Prinzip auch rein verhaltensbasiert. Wenn man beim personalisierten Einkauf im Internet den Hinweis erhält, dass andere Käufer des Produktes A auch B und C gekauft hätten, liegt dem ein korrelatives Verhaltensmuster der Kaufentscheidungen anderer Kunden mit vergleichbaren Lebensstilen zugrunde. Unbekannte Produkte können auf diese Weise rasch auf ihre Affinität mit dem eigenen Lebensstil geprüft werden.

ter Akteure ist dem rationalen Verstehen typischer Handlungsabläufe nicht unbedingt überlegen. Die Sozialwissenschaften sind daher aufgefordert, erklärungskräftige und praktisch verwertbare Theorien bereitzustellen. Sie sind auch aufgefordert, mit systematischer Evaluationsforschung den Erfolg des Einsatzes von Lebensstiltypologien zu bewerten. Erst dann wird die Frage zu beantworten sein, ob diese ihr Geld wert sind.

Mit der Frage der Erklärungskraft beschäftigt sich der Beitrag von Gunnar Otte in diesem Band. Er demonstriert auf der Basis mehrerer Datensätze, dass die statistische Erklärungskraft seiner Lebensführungstypologie mit Blick auf knapp 150 abhängige Variablen verschiedener Inhaltsbereiche beträchtlich ist. Eine solche Typologie kann also zu Segmentierungszwecken breit eingesetzt werden. Deutlich wird aber auch, dass klassische Sozialstrukturvariablen zu einer erheblichen Steigerung der Varianzaufklärung beitragen und zumindest teilweise ursächlich für die Lebensführungseffekte sind. Den in der angewandten Forschung verbreiteten bivariaten Betrachtungen, die Sozialstrukturmerkmale ignorieren, entgehen wesentliche Erkenntnisse zur Marktstrukturierung. Aus methodologischer Perspektive kommt der Beitrag zu dem Schluss, dass es typologischen Ansätzen schwerfällt, Mechanismen zu spezifizieren, mit denen die gefundenen Zusammenhänge zwischen der Lebensführung und den abhängigen Variablen nachvollziehbar erklärt werden können. Dies erschwert eine belastbare Ableitung praktischer Maßnahmen. Über Probleme dieser Art sollte auch in der angewandten Forschung stärker reflektiert werden.

Wir hoffen, dass dieses Sonderheft mit seiner Multiperspektivität von typologischer und dimensionaler Lebensstilforschung, deutschen und internationalen Forschungstraditionen, Angebots- und Nachfrageseite, theoretischer Systematisierung und praktischer Anwendung die Diskussion innerhalb und außerhalb der Wissenschaft stimuliert und der Tragfähigkeit der Lebensstilperspektive neue Impulse verleiht.

Danksagung

Den in diesem Sonderheft versammelten Beiträgen ging eine dreitägige Autorenkonferenz an der Universität Zürich im April 2010 voraus, bei der alle Beiträge intensiv diskutiert wurden. Wir danken der Universität Zürich für die großzügige finanzielle Unterstützung der Tagung. Bei Gisela Pfister und Daniel Just bedanken wir uns für die tatkräftige Mithilfe bei der Organisation der Tagung und bei der Durchsicht der Manuskripte. Für die gute Zusammenarbeit sind wir der Redaktion der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie sehr verbunden. Den Herausgebern der Zeitschrift gebührt ein Dank für die Bereitschaft, einen Band zur Lebensstilforschung in die ehrwürdige Reihe der Kölner Sonderhefte aufzunehmen. Ganz besonders möchten wir den Verfasserinnen und Verfassern der Beiträge dafür danken, dass sie sich auf unsere Vorgaben eingelassen haben und unseren wiederholten Überarbeitungswünschen geduldig nachgekommen sind.

Literatur

- Abbott, Andrew. 1998. The causal devolution. *Sociological Methods & Research* 27: 148-181.
- Abel, Thomas. 2004. Gesundheitsrelevante Lebensstile. In *Psychosoziale Medizin*, Hrsg. Claus Buddeberg, 295-306. Berlin: Springer.
- Ajzen, Icek, und Martin Fishbein. 1980. *Understanding attitudes and predicting social behavior*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Arránz Becker, Oliver, und Daniel Lois. 2010. Selection, alignment and their interplay: Origins of lifestyle homogamy in couple relationships. *Journal of Marriage and Family* 72: 1234-1248.
- Beauregard, Robert A. 1986. The Chaos and Complexity of Gentrification. In *Gentrification of the City*, Hrsg. Neil Smith, Peter Williams, 35-55. Boston: Unwin Hyman.
- Beck, Ulrich. 1983. Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In *Soziale Ungleichheiten*. Hrsg. Reinhard Kreckel, 35-74. Göttingen: Schwartz.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bennett, Tony, Mike Savage, Elizabeth Silva, Alan Warde, Modesto Gayo-Cal und David Wright. 2009. *Culture, Class, Distinction*. London: Routledge.
- Berger, Peter A. 1986. *Entstrukturierte Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, Peter A., und Stefan Hradil, Hrsg. 1990. *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7*. Göttingen: Schwartz.
- Bertram, Hans. 1981. *Sozialstruktur und Sozialisation. Zur mikrosoziologischen Analyse von Chancenungleichheit*. Neuwied: Luchterhand.
- Bihagen, Erik, und Tally Katz-Gerro. 2000. Culture consumption in Sweden: The stability of gender differences. *Poetics* 27: 327-349.
- Blasius, Jörg, und Jürgen Winkler. 1989. Gibt es die „feinen Unterschiede“? Eine empirische Überprüfung der Bourdieuschen Theorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41: 72-94.
- Blasius, Jörg. 1993. *Gentrification und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung*. Wiesbaden: DUV.
- Blasius, Jörg, und Jens S. Dangschat, Hrsg. 1994. *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Blossfeld, Hans-Peter, und Gerald Prein. 1998. The relationship between Rational Choice Theory and large-scale data analysis. Past developments and future perspectives. In *Rational Choice Theory and large-scale data analysis*, Hrsg. Hans-Peter Blossfeld, Gerald Prein, 3-28. Boulder: Westview Press, 3-28.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In *Soziale Ungleichheiten*, Hrsg. Reinhard Kreckel, 183-198. Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, Pierre. 1999. *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breen, Richard, und John H. Goldthorpe. 1997. Explaining educational differentials. Towards a formal rational action theory. *Rationality & Society* 9: 275-305.
- Bryson, Bethany. 1996. „Anything but heavy metal“: Symbolic exclusion and musical dislikes. *American Sociological Review* 61: 884-899.
- Bürklin, Wilhelm, und Markus Klein. 1998. *Wahlen und Wählerverhalten. Eine Einführung*, 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- De Graaf, Nan Dirk, Paul M. De Graaf und Gerbert Kraaykamp. 2000. Parental cultural capital and educational attainment in the Netherlands. A refinement of the cultural capital perspective. *Sociology of Education* 73: 92-111.
- DiMaggio, Paul. 1982a. Cultural entrepreneurship in nineteenth century Boston, Part I: The creation of an organizational base for high culture in America. *Media, Culture and Society* 4: 33-50.

- DiMaggio, Paul. 1982b. Cultural entrepreneurship in nineteenth century Boston, Part II: The classification and framing of American art. *Media, Culture and Society* 4: 303-322.
- DiMaggio, Paul, 1987. Classification in art. *American Sociological Review* 52: 440-455.
- DiMaggio, Paul, und John Mohr. 1985. Cultural capital, educational attainment, and marital selection. *American Journal of Sociology* 90: 1231-1261.
- DiMaggio, Paul, und Toquir Mukhtar. 2004. Arts participation as cultural capital in the United States, 1982-2002: Signs of decline? *Poetics* 32: 169-194.
- DiMaggio, Paul, und Michael Useem. 1978. Cultural democracy in a period of cultural expansion: The social composition of arts audiences in the United States. *Social Problems* 26: 179-197.
- DiPrete, Thomas, und Gregory M. Eirich. 2006. Cumulative advantage as a mechanism for inequality: A review of theoretical and empirical developments. *Annual Review of Sociology* 32: 271-297.
- Dowd, Timothy. 2004. Concentration and diversity revisited. Production logics and the U.S. mainstream recording market, 1940-1990. *Social Forces* 82: 1411-1455.
- Fazio, Russell. 1990. Multiple processes by which attitudes guide behavior. The MODE model as an integrative framework. In *Advances in Experimental Social Psychology*, Hrsg. Mark P. Zanna, 75-109. New York: Academic Press.
- Flaig, Berthold Bodo, Thomas Meyer und Jörg Ueltzhöffer. 1993. *Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation*. Bonn: Dietz.
- Ganzeboom, Harry B. G. 1982. Explaining differential participation in high-cultural activities. A confrontation of information-processing and status-seeking theories. In *Theoretical Models and Empirical Analyses*, Hrsg. Werner Raub, 186-205. Utrecht: E.S. Publications.
- Gebesmair, Andreas. 1998. Musikgeschmack und Sozialstruktur. Zum Begriff der „Omnivore“ in der amerikanischen Kulturosoziologie der 90er Jahre. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 25: 5-22.
- Gebesmair, Andreas. 2008. *Die Fabrikation globaler Vielfalt. Struktur und Logik der transnationalen Popmusikindustrie*. Bielefeld: Transcript.
- Geißler, Rainer. 1996. Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 319-338.
- Georg, Werner. 1998. *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Georg, Werner. 2004. Cultural capital and social inequality in the life course. *European Sociological Review* 20: 333-344.
- Gerhards, Jürgen. 2008. Die kulturell dominierende Klasse in Europa: Eine vergleichende Analyse der 27 Mitgliedsländer der Europäischen Union im Anschluss an die Theorie von Pierre Bourdieu. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60: 723-748.
- Giddens, Anthony. 1991. *Modernity and self-identity. Self and society in the late modern age*. Stanford: Stanford University Press.
- Götz, Konrad, Willi Loose, Martin Schmied und Steffi Schubert. 2003. *Mobilitätsstile in der Freizeit. Minderung der Umweltbelastungen des Freizeit- und Tourismusverkehrs*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Hartmann, Peter. 1999. *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hermann, Dieter. 2004. Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56: 153-179.
- Hitzler, Ronald, Thomas Bucher und Arne Niederbacher. 2001. *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hörning, Karl H., und Matthias Michailow. 1990. Lebensstil als Vergesellschaftungsform: Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration. In *Lebenslagen, Lebensstile, Lebensläufe*, Hrsg. Peter A. Berger, Stefan Hradil, 501-521. Göttingen: Schwartz.
- Hradil, Stefan. 1987. *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan. 1992. „Lebensführung“ im Umbruch. Zur Rekonstruktion einer soziologischen Kategorie. In *Abbruch und Aufbruch. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß. Erfahrungen, Ansätze, Analysen*, Hrsg. Michael Thomas, 183-197. Berlin: Akademie Verlag.
- Hradil, Stefan, 1999. *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

- Huber, Wolfgang, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Hrsg. 2006. *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Hughes, Michael, und Richard A. Peterson. 1983. Isolating cultural choice patterns in the U.S. population. *American Behavioral Scientist* 26: 459-478.
- Inglehart, Ronald. 1998. *Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Johnston, Josée, und Shyon Baumann. 2007. Democracy versus distinction: A study of omnivorousness in gourmet food writing. *American Journal of Sociology* 113: 165-204.
- Katz-Gerro, Tally. 2002. Highbrow cultural consumption and class distinction in Italy, Israel, West Germany, Sweden, and the United States. *Social Forces* 81: 207-229.
- Kingston, Paul W. 2001. The unfulfilled promise of cultural capital theory. *Sociology of Education Extra Issue* 2001, 88-99.
- Klee, Andreas. 2003. Lebensstile, Kultur und Raum. Anmerkungen zum Raumbezug sozio-kultureller Gesellschaftsformationen. *Geographische Zeitschrift* 91: 63-74.
- Klein, Thomas, Sven Schneider und Hannelore Löwel. 2001. Bildung und Mortalität. Die Bedeutung gesundheitsrelevanter Aspekte des Lebensstils. *Zeitschrift für Soziologie* 30: 384-400.
- Kluckhohn, Clyde. 1951. Values and value-orientations in the theory of action. An exploration in definition and classification. In *Toward a general theory of action*, Hrsg. Talcott Parsons, Edward A. Shils, 388-433. New York: Harper & Row.
- Konietzka, Dirk. 1995. *Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lahire, Bernard. 2008. The individual and the mixing of genres: Cultural dissonance and self-distinction. *Poetics* 36: 166-188.
- Lareau, Annette, und Elliot B. Weininger. 2003. Cultural capital in educational research. A critical assessment. *Theory and Society* 32: 567-606.
- Lizardo, Omar. 2006a. How cultural tastes shape personal networks. *American Sociological Review* 71: 778-807.
- Lizardo, Omar. 2006b. The puzzle of women's "Highbrow" culture consumption: Integrating gender and work into Bourdieu's class theory of taste. *Poetics* 34: 1-23.
- Lois, Daniel. 2008. Einflüsse von Lebensstilmerkmalen auf den Übergang in die erste Ehe. *Zeitschrift für Familienforschung* 20: 11-33.
- Lüdtke, Hartmut. 1989. *Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile*. Opladen: Leske + Budrich.
- Meyer, Thomas. 2001. Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz. *Soziale Welt* 52: 255-271.
- Mochmann, Ingvill C., und Yasemin El-Menouar. 2005. Lifestyle groups, social milieus and party preference in Eastern and Western Germany: Theoretical considerations and empirical results. *German Politics* 14: 417-437.
- Mohr, John, und Paul DiMaggio. 1995. The intergenerational transmission of cultural capital. *Research in Social Stratification and Mobility* 14: 169-200.
- Müller, Hans-Peter. 1986. Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kultursoziologie Pierre Bourdieus. In *Kultur und Gesellschaft*, Hrsg. Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius, Johannes Weiß, 162-190. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller-Schneider, Thomas. 2000. Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich. *Zeitschrift für Soziologie* 29: 361-374.
- Nagel, Ineke. 2010. Cultural participation between the ages of 14 and 24: Intergenerational transmission or cultural mobility? *European Sociological Review* 26: 541-556.
- Nagel, Ineke, und Harry B. G. Ganzeboom. 2002. Participation in legitimate culture. Family and school effects from adolescence to adulthood. *Netherlands Journal of Social Sciences* 38: 102-120.
- Otte, Gunnar. 2004. *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Otte, Gunnar. 2005. Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57: 1-31.

- Otte, Gunnar. 2008. Lebensstil und Musikgeschmack. In *Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft*, Hrsg. Gerhard Gensch, Eva Maria Stöckler, Peter Tschmuck, 25-56. Wiesbaden: Gabler.
- Otte, Gunnar. 2011. *Children of the night. Soziale Hierarchien und symbolische Grenzziehungen in Clubs und Diskotheken*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Peterson, Richard A., Hrsg. 1976. *The production of culture*. London: Sage.
- Peterson, Richard A. 2005. Problems in comparative research: The example of omnivorousness. *Poetics* 33: 257-282.
- Peterson, Richard A., und David Berger. 1975. Cycles in symbol production: The case of popular music. *American Sociological Review* 40: 158-173.
- Peterson, Richard A., und Roger M. Kern. 1996. Changing highbrow taste: From snob to omnivore. *American Sociological Review* 61: 900-907.
- Prieur, Annick, Lennart Rosenlund und Jakob Skjott-Larsen. 2008. Cultural capital today. A case study from Denmark. *Poetics* 36: 45-71.
- Reusswig, Fritz. 1994. *Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs*. Frankfurt a. M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Roose, Henk, und Alexander Vander Stichele. 2010. Living room vs. Concert hall: Patterns of music consumption in Flanders. *Social Forces* 89: 185-207.
- Rössel, Jörg. 2005. *Plurale Sozialstrukturanalyse. Eine Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rössel, Jörg. 2006a. Kostenstruktur und Ästhetisierung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58: 453-467.
- Rössel, Jörg. 2006b. Allesfresser im Kinosaal? Zur Übertragbarkeit des Konzepts der kulturellen Allesfresser auf Deutschland. *Soziale Welt* 57: 259-272.
- Rössel, Jörg. 2008. Conditions for the explanatory power of life styles. *European Sociological Review* 24: 231-241.
- Rössel, Jörg. 2009. *Sozialstrukturanalyse. Eine kompakte Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rössel, Jörg, und Claudia Beckert-Zieglschmid. 2002. Die Reproduktion kulturellen Kapitals. *Zeitschrift für Soziologie* 31: 497-519.
- Rössel, Jörg, Rolf Hackenbroch und Angela Göllnitz. 2002. Die soziale und kulturelle Differenzierung des Hochkulturpublikums. *Sociologia Internationalis* 40: 191-212.
- Sallaz, Jeffrey J., und Jane Zavisca. 2007. Bourdieu in American sociology, 1980-2004. *Annual Review of Sociology* 33: 21-41.
- Santoro, Marco. 2008. Producing cultural sociology: An interview with Richard A. Peterson. *Cultural Sociology* 2: 33-55.
- Sapiro, Gisèle. 2010. The international career of "Distinction". Vortrag auf der Konferenz "Thirty Years after 'Distinction'". Paris, 4.-6.11.2010.
- Schneider, Nicole, und Annette Spellerberg. 1999. *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schulze, Gerhard. 1992. *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Spellerberg, Annette. 1996. *Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland*. Berlin: Sigma.
- Stigler, George, und Gary S. Becker. 1977. De gustibus non est disputandum. *American Economic Review* 67, 76-90.
- Sullivan, Alice. 2001. Cultural capital and educational attainment. *Sociology* 35: 893-912.
- Van Deth, Jan W., und Elinor Scarbrough. 1995. The concept of values. In *The impact of values*, Hrsg. Jan W. van Deth, Elinor Scarbrough, 21-47. Oxford: Oxford University Press.
- Van Eijck, Koen. 1997. The impact of family background and educational attainment on cultural consumption. A sibling analysis. *Poetics* 25: 195-224.
- Veal, A.J. 2000. *Leisure and Lifestyle. A review and annotated bibliography*. Sydney: University of Technology Sydney. <http://www.leisuresource.net> (Zugegriffen: 3. März 2011).

- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann und Dagmar Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vögele, Wolfgang, Helmut Bremer und Michael Vester, Hrsg. 2002. *Soziale Milieus und Kirche*. Würzburg: Ergon.
- Weber, Max. 1972. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.
- Welzel, Christian, 2009: Werte- und Wertewandelforschung. In *Politische Soziologie. Ein Studienbuch*, Hrsg. Victoria Kaina, Andrea Römmele, 109-139. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yaish, Meir, und Tally Katz-Gerro. 2010. Disentangling cultural capital: The consequences of cultural and economic resources for taste and participation. *European Sociological Review*. Advance Access, doi: 10.1093/esr/jcq056.

Korrespondenzadresse: PD Dr. Gunnar Otte, Soziologisches Institut, Universität Zürich, Andreasstrasse 15, 8050 Zürich, Schweiz
E-Mail: otte@soziologie.uzh.ch